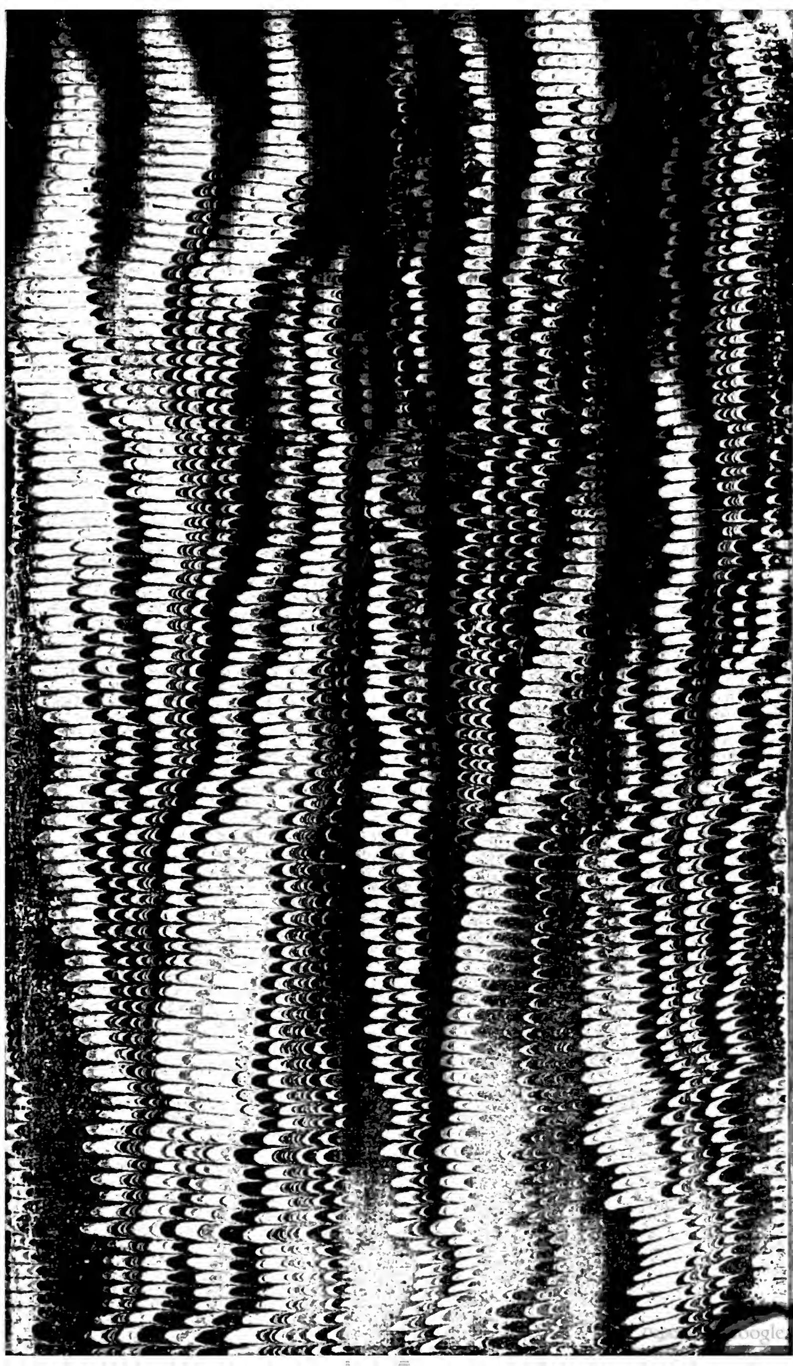
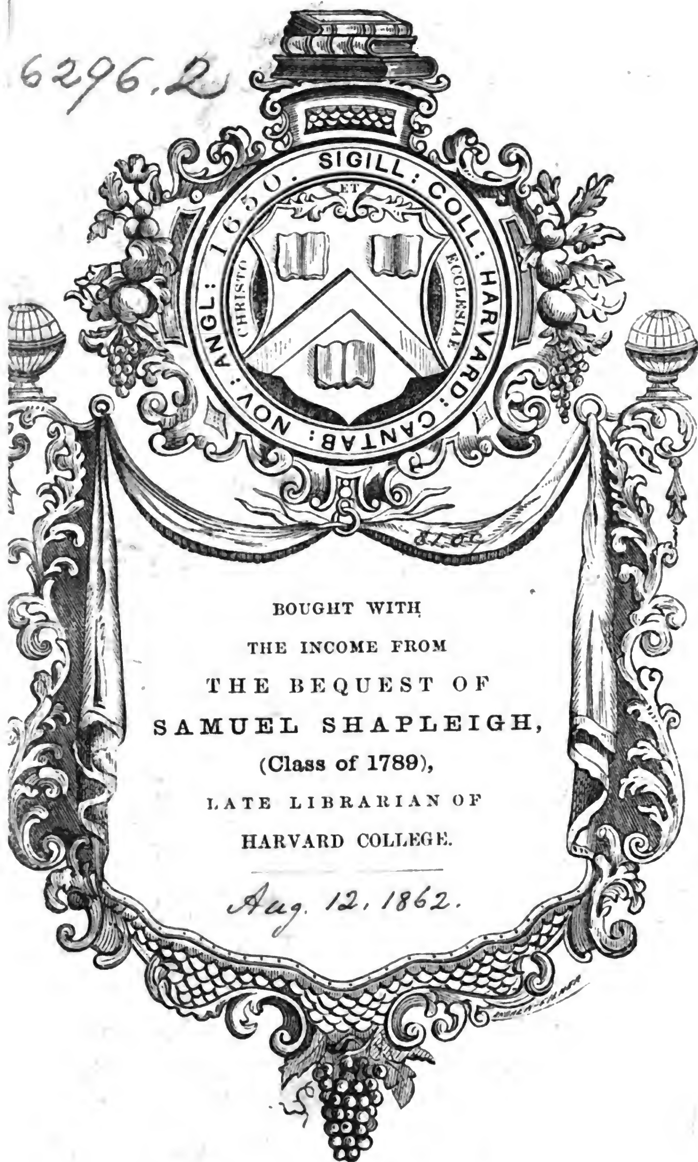
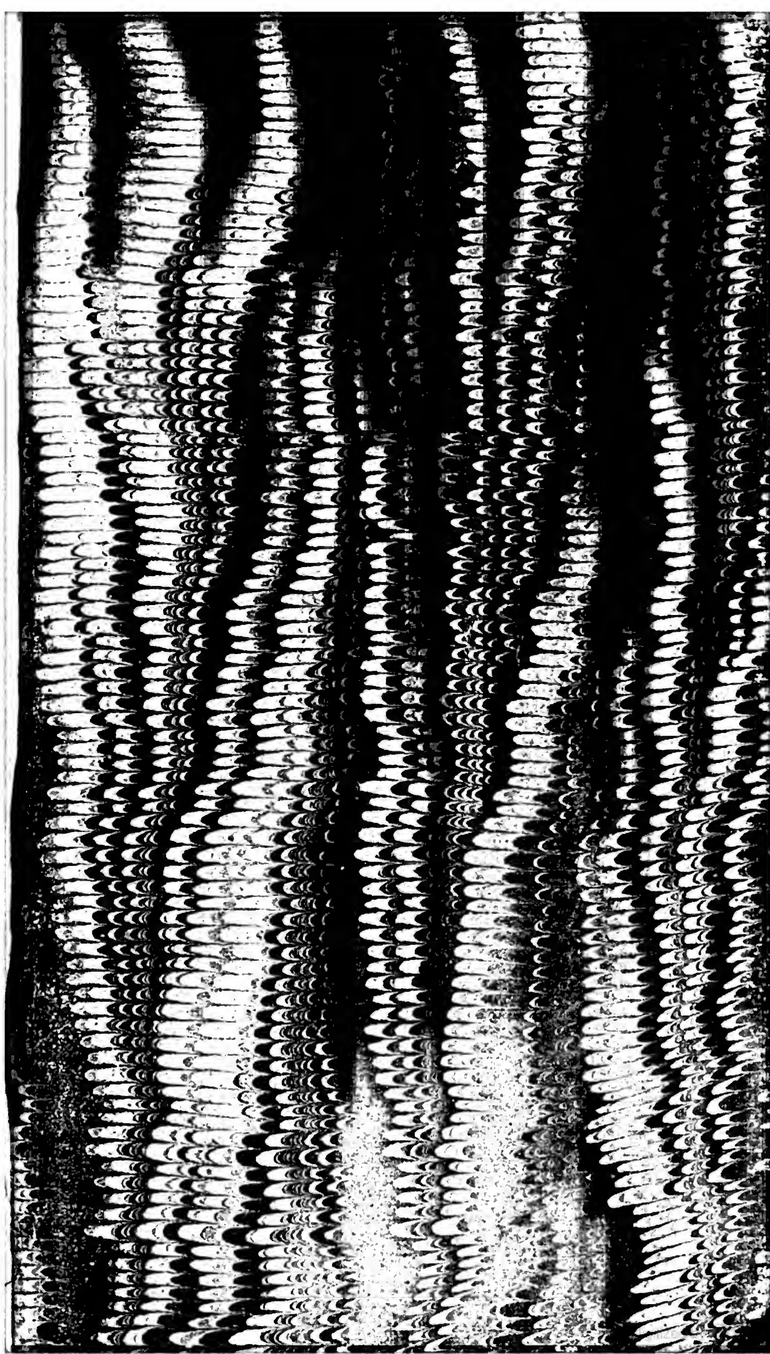





SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE
BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
SAMUEL SHAPLEIGH,
(Class of 1789),
LATE LIBRARIAN OF
HARVARD COLLEGE.
Aug. 12, 1862.



Ammenmärchen by
Christian August Vulpius

Ammenmärchen



Weimar, 1791.

bey Hofmanns Wittwe und Erben.

Baumgarten dell. et Sculp.



Vorerinnerung.

Folgende Märchen sind nicht von einer Amme, die viel Romane gelesen hat, wie die Amme in des Herrn Rath Schulz kleinen Romanen, viertem Bande, und daher auch nicht so gut erzählt.

Sollte man aber doch bey dieser hier und da Spuren finden, die verriethen, daß sie wenigstens etwas belesen sey: so muß man wissen, daß sie, nachdem sie mich erzogen hatte, zu Leuten von gutem Stande kam, von denen sie, wie sie sehr bescheiden sagte: „manchmal' was aufgeschnappt hätte, das sie aber freilich nicht wieder so gut von sich geben könnte." — Da sie alt war, nahm ich sie zu mir und ließ mir von ihr durch die Erzählung der Märchen, die ich hier liefre, die langen Winterabende vertreiben.

Dieses Geständniß glaubte ich um so mehr ablegen zu müssen, weil ich dadurch

durch den Einwürfen, die man mir vielleicht machen könnte, zuvorzukommen glaube.

Der Herausgeber.

Innhalt.

I. Prinz

I.

Prinz Löwenzagel

oder:

Was seyn soll, schickt sich wohl.

Ammenmärchen by
Christian August Vulpius

Ammenmärchen



Weimar, 1791

bey Hofmanns Wittwe und Erben.

Baumgarten. dell. et Sculp.



Vorerinnerung.

Folgende Märchen sind nicht von einer Amme, die viel Romane gelesen hat, wie die Amme in des Herrn Rath Schulz kleinen Romanen, viertem Bande, und daher auch nicht so gut erzählt.

Sollte man aber doch bey dieser hier und da Spuren finden, die verriethen, daß sie wenigstens etwas belesen sey: so muß man wissen, daß sie, nachdem sie mich erzogen hatte, zu Leuten von gutem Stande kam, von denen sie, wie sie sehr bescheiden sagte: „manchmal' was aufgeschnappt hätte, das sie aber freilich nicht wieder so gut von sich geben könnte.“ — Da sie alt war, nahm ich sie zu mir und ließ mir von ihr durch die Erzählung der Märchen, die ich hier liefre, die langen Winterabende vertreiben.

Dieses Geständniß glaubte ich um so mehr ablegen zu müssen, weil ich dadurch

durch den Einwürfen, die man mir vielleicht machen könnte, zuvorzukommen glaube.

Der Herausgeber.

Innhalt.

I. Prinz

I.

Prinz Löwenzagel

oder:

Was seyn soll, schickt sich wohl.



Es war einmal ein König und eine Königin. Der König nannte sich Herosparvus und lebte schon lange mit der Königin, ohne daß er Kinder mit ihr haben konnte. Er wurde alt und machte sich traurige Gedanken über seine Unfruchtbarkeit. Nun fragte er das Orakel, und es war ein Orakel, das Erfahrung hatte, und wußte, wie es in der Welt hergeht. Es rieth dem Monarchen, eine Pilgrimschaft mit bloßen Füßen und im bloßen Kopfe zu unternehmen.



Der König war es zufrieden, und er hätte wohl noch mehr gethan, als dies, um den Göttern zu gefallen und einen Sohn vom Himmel herab zu bekommen. Er entschloß sich kurz, und reiste mit einem alten Sklaven ab. Weiter wollte er niemand bey sich haben.

Er wanderte durch Länder, über Meere und Berge, durch Städte und Thäler und kam endlich in die Staaten eines gewissen Fürsten, der ein sehr mächtiger Potentat war. Er hieß Garigarababa und war halb Mensch halb Löwe.

Der König Herosparvus wurde ihm vorgestellt und sein Bart und seine Haare und alles stand ihm zu Berge. Dies war ihm seit langer Zeit nicht begegnet, denn ein Hase war er gerade nicht, aber der Anblick des Fürsten bewirkte dieses Wunder. Doch ließ er sich nichts merken, zwang sich, die Kniee steif zu halten, und bezeigte solchergestalt dem Fürsten Garigarababa seine Ehrfurcht. Dieser redete ihn vom Thron herunter folgendergestalt an, nachdem

er



er seiner Lieblingssklavin drey sanfte Schläge mit seinem Zagel dahin gegeben hatte, wohin man sie unruhigen Schulbuben unsanft giebt, denn jeder peitscht nach seiner Weise:

„Herosparvus, du streichst in der Welt herum und läßt es dir sehr sauer werden, um ein Kind zu bekommen. Gehe nicht weiter, dein Wunsch ist erfüllt, es ist alles richtig, reise in deine Staaten zurück, die Königin hat eins.“ —

Aber Ew. Liebden, erwiederte Herosparvus: als ich abreiste, war es noch nichts, vielmehr war es — denn —

„Hm, ich verstehe dich,“ erwiederte Garigarababa. „Aber was ist das mehr? die Königin ist deine Frau, gehört mithin das Kind nicht dir?“

Immerhin, versetzte der friedfertige Herr: man muß nehmen, was kommt. Aber wie haben

ben Ew. Liebden wissen können, daß meine Gemahlin in die Wo —

„So haben wir nicht gewettet," unterbrach ihn Garigarababa: „das ist ein Geheimniß für mich. Noch mehr, höre: ich habe einen Sohn, der mir so ähnlich sieht, als ob er mir gehörte. Wenn deine Frau ein Mädchen bekömmt, so vergiß nicht, daß ich sie für meinen Sohn haben will, sobald sie achtzehn Jahr alt ist."

Herosparvus konnte sich nicht enthalten, ein schiefes Maul dabey zu machen, aber zum Glück drehete er den Kopf weg, so daß es keiner von den Hofleuten bemerken konnte.

„Vergiß nicht," fuhr der Fürst fort: „daß du mir zu Willen seyn mußt, und daß du Ehre von meiner Verwandschaft hast. Aber ich sage dir ohne Wandel und Tadel muß deine Tochter seyn, wenn mein Sohn sie nehmen soll; und dafür mußt du sorgen. Geh nach Hause und

und denke über mein Begehren nach. Grüße auch deine Frau von mir."

Herosparvus nahm seinen Stab, ließ den Kopf traurig hangen und antwortete mit schwacher Stimme: ich werd' es ausrichten; und so ging er fort.

Die Reise dauerte lange. Als er nach Hause kam, fand er die Königin schon in Wochen, denn sie war denselben Tag darein gekommen. Unterwegs war er dem Himmel sehr mit Bitten um einen Knaben zur Last gefallen, und daß er ihm kein Mädchen bescheren möchte, denn sein Vaterherz regte sich und er zitterte, wenn er bedachte, daß seine liebe Tochter mit einem Ungeheuer, wie der Sohn des Fürsten Garigarababa, Eins werden sollte. Deshalb war es ein Donnerschlag für den guten Vater, als er bey seiner Ankunft erfuhr, daß die Königin, seine Gemahlin, mit einer Prinzessin niedergekommen wäre, die nach dem Bericht



aller, die sie mit keinem Auge gesehen hatten, schön wie ein kleiner Engel seyn sollte.

Er hatte kaum den Fuß in den Schloßhof gesetzt, als ihm schon die Anstalten zu öffentlichen Freudenfesten in die Augen fielen. Er ließ die Königin fragen, ob sie von einem Fremden, Namens Herosparvus, einen Besuch annehmen wollte. Dieser Spaß gab zu erkennen, daß der König wieder da sey. Der Hof freuete sich sehr darüber; und die Königin besonders war entzückt, daß sie ihren Gemahl so angenehm überraschen konnte, der, wie sie sagte, das gewiß nicht erwartet hätte. Man lachte recht herzlich hierüber in dem Zimmer dieser Fürstin, wo man Sr. Majestät erwartete, die aber erst in die Garderobe gegangen war, um sich von den Füßen bis zum Kopfe anzuziehen: denn sein Rock und besonders seine Beinkleider hatten auf der Reise sehr gelitten.

Er kam endlich und es befremdete Alle, daß er so traurig aussah, ob er sich gleich große

Mühe

Mühe gab, lustig und guter Dinge zu scheinen. Man scheute sich aber, ihn um die Ursache zu fragen. Er umarmte die Königin und wollte seine Tochter sehen. Man fand, daß sie ihm sehr ähnlich sähe, und er widerstritt nicht, weil er wußte, was Herkommens ist. Die Königin, die ihren zärtlichen Gemahl zärtlich lieb hatte, nahm den Harm zu Herzen, der sich in seinem ganzen Wesen zeigte. Als sie allein waren, sagte sie zu ihm: aber, Lieber, hast du nicht etwas auf dem Herzen, daß dich quält? Und unsere Tochter —

„Still davon,“ unterbrach sie der König: „Ich habe das Kind lieb, es ist mir gewiß von oben beschert. Eben meine große Liebe zu dem unschuldigen Wesen, ist die Ursache meines Kummers.“ —

Die Königin bat ihn, sich näher zu erklären, und nun erzählte er ihr sein trauriges Abenteuer mit dem Menschlöwen, von dem er ihr eine fürchterliche Schilderung machte.



Die Königin fiel, wie man leicht denken kann, in Ohnmacht. Da man sich große Mühe mit ihr gab, kam sie wieder zu sich; aber es dauerte eine lange Weile, ehe ihre Seufzer sie zu Worte kommen ließen. Als der König seine Gemahlin in diesem Zustande sah, fing er selbst an jämmerlich zu klagen und zu schreyen. Das Kind, das mit der Amme kam, weinte auch, ohne zu wissen, warum. Endlich weinte der ganze Hofstaat.

Indessen galt ein alter Minister genug bey dem Könige, um ihn wieder ruhig zu machen; und sodann gab er einen Rath, der die ganze königliche Familie wieder beruhigte.

„Warum heulen und schreyen Ew. Majestät," sagte er: „das hilft nicht so viel! Denken Sie lieber darauf, Ihre Prinzessin Tochter zu retten, oder sie wenigstens vor der einen Hälfte des großen Unglücks zu bewahren. Sobald sie das Alter erreicht hat, wo man sehen und verstehen lernt, thun Sie sie vom Hofe

weg

weg und lassen ihr keine Mannsperson zu Gesichte kommen. Lassen Sie ferner Bilder machen, die den Prinzen vorstellen, der Ihnen so bange macht: ihre Kammerfrauen müssen ihr das Gewächs dieses Menschen herausstreichen, und wenn sie keinen andern kennt, wird sie vor ihrem Bräutigam gar nicht erschrecken. Sie müssen wissen, großer Fürst, besonders da Sie zu Fuße gereiset sind, daß alles auf Vorurtheil und Gewohnheit ankömmt. Es ist seit vielen Jahrhunderten bekannt, daß unter beyden Geschlechtern ein kleiner Unterschied statt findet; ich gestehe, daß dieser Unterschied in diesem Falle gewaltig groß ist, weil der Prinz Garigarababa einen Löwenzagel hat und die Prinzessin keinen; aber dies ist die Geschichte des poco piu und poco meno, und sie wird sich an das poco piu gewöhnen."

Der König dachte lange über das nach, was sein Minister gesagt hatte, und da er den Rath gut und thunlich fand, so gab er ihn für seinen eigenen Gedanken aus und theilte ihn als

 sol-



solchen der Königin mit. Sie beruhigte sich, er beruhigte sich und der Hofstaat beruhigte sich nun auch.

Man ließ überall die größten Mahler aufsuchen und sie kamen von allen Enden und kündigten sich als solche theils laut, theils stillschweigend an. Man beschäftigte sie alle mit Zeichnungen, den Prinzen Garigarababa vorstellend, wie der König seine Gestalt angegeben hatte. In kurzer Zeit hatte man eine ganze Gallerie davon beysammen und die ganze Welt wollte Prinzen mit Zageln haben.

Die Prinzessin, die man Bedebdeb nannte, ward zusehends schöner und schöner. Man dachte darauf, einen einsamen Aufenthalt für sie auszusuchen, und der König machte sich, von ein paar Regimentern Leibwache begleitet, auf den Weg, und besuchte alle Lustschlösser, Landhäuser und Burgen, die er besaß, und das war keine kleine Arbeit, die ihm aber nicht so sauer ward, als Kabinetsordren, in die Feder zu

sa-

sagen, weil er zur Erholung dabey jagen konnte.

Seine Wahl fiel endlich auf ein Lustschloß, das ihm zum Zwecke dienlich schien. Es war ein prächtiges Gebäude, und die Thore waren von Perlenmutter, die Fenster von Diamanten, die Treppen von Elfenbein und das Dach bildete ein einziges Blatt von einem Baum, dessen Name nicht bekannt ist. Ein unermeßlicher Wald lag rund herum, aber was diesen Aufenthalt noch köstlicher machte, und was eine Seltenheit ist, das war ein Fluß von Milch, der unter den brillantenen Fenstern des Schlosses sich hinschlängelte.

Weiter ging der König nun nicht, denn er glaubte, daß es hier seiner Tochter gefallen würde. Er ließ die bewußten Gemählde hier aufhängen und reiste nach Hause.

Die Prinzessin ging in ihr viertes Jahr, als sie, nach dem Rathe des weisen Ministers,



vom Hofe wegenommen werden mußte. Man war sehr traurig darüber, weinte und ging schwarz.

Die Prinzessin fühlte nichts davon, weil sie noch zu jung war, sie war ausser sich vor Freuden, als sie von weitem den Fluß von Milch bemerkte. Man mußte still halten, und ihr einen Becher voll davon holen, woraus sie einen Trunk that, und sodann Besitz von ihrem Schlosse nahm.

Es liefen einige Jahre vorbey. In dem Walde gab es seit langer Zeit viele Kohlenbrenner. Der König wußte nichts davon, weil kein König etwas von Kohlenbrennern zu wissen nöthig hat. Die Kammerfrauen der Prinzessin, denen das einförmige Leben lange Weile machte, gingen zuweilen zu diesen Leuten, ob sie gleich ganz schwarz waren, und machten sich eine Lust unter ihnen.

Die

Die Prinzessin, die auch oft lange Weile hatte, wiegte sich ganze Tage mit untergeschlagenen Beinen auf den Polstern ihres Balkons. Aber das war ein trauriger Zeitvertreib, weil sie schon funfzehn Jahr alt war. Ihr Wuchs war trefflich gehalten, ihre Haut weiß wie Lilien, ihre Augen, ihre Zähne, ihre Wangen und ihre Haare waren gerade so schön, als sie an einer Prinzessin, die noch dazu unglücklich und die Heldin einer Erzählung ist, nothwendig seyn müssen.

Als sie einmal so auf ihrem Balkon saß, hörte sie eine Stimme, die ihr nicht bekannt war. Sie war neugierig und sah mit Ungeduld nach, woher sie kommen möchte. Sie hörte sich beym Namen nennen und man begleitete ihn mit tausend Lobsprüchen auf ihre Schönheit. Sie saß endlich, als die Ueberraschung sie wieder klar sehen ließ, eine Mannsperson am Fuße eines Baums sitzen, die wie ein Kohlenbrenner gekleidet war. Er fuhr fort zu singen, ohne daß er die Prinzessin bemerkte, und sie fand,



wider ihren Willen, Vergnügen daran. Als endlich der Kohlenbrenner die Augen aufschlug, drückt' er sie blinzelnd wieder zu. Denn was er sah, blendete ihn. Die Blicke der Prinzessin funkelten aber auch ausserordentlich. Ein sanftes Lächeln, das sie zu ihm hinabschickte, brachte ihn vollends ausser sich, und er verlohr Sprache und Bewegung.

Die Prinzessin erschrack über seinen Zustand und schüttete in der Bestürzung ein ganzes Glas Eau de Cologne auf ihn herunter; aber dies würde ihn nicht zu sich selbst gebracht haben, wenn nicht endlich die Prinzessin in steigender Angst mit einer bezaubernden Stimme ihm zugerufen hätte: schöner Kohlenbrenner, du hast zwar keinen Zagel hinten, wie der Prinz Garigarababa, aber du gefällst mir doch besser, und ich weiß nicht, warum. Thu die Augen auf, wenn du mich lieb hast.

Auf diese wenigen Worte, die aber in einem äußerst rührenden Tone gesagt wurden,

konn-

konnte sich der Kohlenbrenner nicht enthalten, wieder zu sich selbst zu kommen. Er schlug die Augen auf und nun bat ihn die Prinzessin, seinen Gesang von vorne anzufangen. Das that er auch, nicht so künstlich als vorher, aber dafür desto rührender, und dadurch gewann er das Herz der Prinzessin gänzlich.

Sie sagte niemand etwas von diesem Abenteuer, verlor sich aber in eine große Menge Betrachtungen darüber. Sie sagte bey sich selbst: warum mag aber wohl der junge Mensch keinen solchen Zagel haben, als der Prinz Garigarababa? Man hat ihn ihm doch wohl nicht abgeschnitten? Das wäre entsetzlich. Es müßte wohl sehr weh thun! Aber der junge Mensch ist nur ein Kohlenbrenner, und vielleicht dürfen nur die Prinzen einen haben. Wie kömmt es aber, daß dieser Kohlenbrenner mir besser gefällt, als der Prinz, dessen Portrait ich habe? Es muß wohl daher kommen, daß er mehr so ist wie ich. Er hat so eine sanfte zärtliche Miene! — Ja — ich gehe hin und reisse alle die



Bilder in Stücken. Ich will nichts mehr von dem Prinzen hören und sehen!

Sie schlief die Nacht wenig, und den andern Morgen sprang sie mit Anbruch des Tages, in ein reitzendes Pet en l'Air von Silbergaze gekleidet, nach ihrem Balkon. Das Herz that ihr weh, als sie ihren Kohlenbrenner nicht sah. Sie setzte sich nieder und hielt eine lange Weile das Gesicht hinter beyde Hände versteckt, weil sie weinte, wie man versichern will.

Doch ihr Kummer dauerte nicht lange. Sie sah bald, wonach sie sich so schmerzlich gesehnt hatte; aber sie erstaunte nicht wenig, als sie einen andern jungen Menschen in eben dem Anzuge und eben so schön, als er, bey ihm sahe. Sie war sehr artig gegen sie und bat sie, zu singen, was sie mit vielem Anstande thaten. Die Prinzessin fand so viel Vergnügen daran, daß sie ihnen einen Korb voll Näschereyen hinab ließ. Da sie aber fürchtete, daß ihre Kammer-

mer-

merfrauen dazu kommen möchten, so entfernte sie sich.

Der zweyte Köhler fühlte nicht weniger Liebe zu der bezaubernden Prinzessin, als der erste; aber die Prinzessin interessirte er bey weitem nicht so, als ersterer, für den der erste Eindruck mit der ganzen Ueberraschung desselben neben seiner Schönheit sprach.

Den andern Morgen gab es denselben Auftritt, aber es war schon wieder ein Kohlenbrenner mehr; und mit zwölf Morgen hatten sich auch richtig zwölf Anbeter eingefunden. Die Prinzessin war stolz auf den Besitz so vieler Herzen, und die Konzerts, welche diese Zwölf ihr gaben und die schönen Sachen, die sie ihr sagten, machten ihr viel Freude. Sie wollte aber gerne wissen, wer sie wären, deßhalb schrieb sie ihnen einen Brief, worin sie ihnen ihre Geschichte erzählte, und worauf sie folgende Antwort erhielt:



„Wir hätten uns, göttliche Prinzessin, „nie die Freyheit genommen, uns dir zu „zeigen, und nach deiner Zuneigung zu „streben, wenn wir unsre Geburt nicht „mit der Deinigen, so sehr erhaben sie „auch ist, messen zu können geglaubt hät„ten. Wir sind, wie du uns hier siehst, „zwölf Könige, alle zwölf voll brennen„der Liebe für dich. Erkläre dich, reizen„de Prinzessin. Schönheit hast du genug „für zwölf, für hundert vielleicht; aber „du hast nur Ein Herz, entscheide über „Leben und Tod deiner zwölf unterthänig„sten Knechte und Könige."

N. S. „Wir haben uns so verkleidet, „um nicht erkannt zu werden, wenn wir „uns unter die übrigen Kohlenbrenner „mischen."

Die Prinzessin beschäftigte sich die ganze Nacht mit diesem Brief. Es sind Könige, sag-

te

te sie; und sie haben nicht den Schatten von Zageln! Sind sie vielleicht nicht mehr Mode?

Den andern Morgen ging sie durch eine heimliche Thür aus dem Pallaste nach dem Orte, wo sie die zwölf Könige gewöhnlich fand. Sie wartete eine Weile auf sie, und als sie endlich kamen, warfen sie sich alle vor ihr auf die Kniee. Sie befahl ihnen aufzustehen, und sagte sodann zu dem, welchen sie zuerst gesehen hatte: „wie um alles in der Welt führt denn das Schicksal zwölf Könige zusammen? Zwölf Könige findet man sonst so leicht nicht.“ —

„Prinzessin,“ erwiederte der junge König: „ich habe von deinen Reitzen sprechen hören, erfuhr den Ort deines Aufenthalts, den schrecklichen Vermählungsplan, den dein Vater gemacht hat, und bin gekommen, um dich, wenn es möglich ist, dem Ungeheuer, das dich besitzen soll, aus den Händen, oder richtiger, aus den Klauen zu reißen. Ich glaube, daß meine Geschichte, die Geschichte der eilf andern

Ma-



Majestäten ist." — Wirklich wiederholten diese der Prinzessin eben das, und drangen zugleich in sie, sich für einen zu erklären.

Da sich die Prinzessin in so erlauchter Gesellschaft sah, verbarg sie die zärtlichen Gefühle nicht, die ihr der junge König Minzamo (dies war sein Name) einzuflößen gewußt hatte. Aber auf einmal wurden alle übrige laut und schrien: ist es möglich, daß solch eine reizende Prinzessin, Tochter eines großen Königs, der eine Pilgerschaft ohne Hut und Schuhe gemacht und mit dem schrecklichen Ungeheuer Garigarababa gesprochen hat: daß diese sich von dem Zaunkönige Minzamo kann besiegen lassen? Das kleinste unsrer Dörfer hat mehr Einwohner, als sein Königreich!

Kaum ausgesagt, so ergriff der stärkste unter ihnen die Prinzessin und lief mit ihr davon. Minzamo setzte ausser Athem hinter ihm her, aber bald verlor er die Prinzessin und ihren

ren Entführer aus den Augen. Man denke sich den Schmerz des armen Königs!

Die Prinzessin kam erst lange nachher wieder zu sich selbst und wäre fast sogleich wieder von sich selbst gekommen, denn o Schrecken! sie befand sich auf einem Schiffe, und in der Gewalt eines Menschen, der ihr abscheulich war und der nicht sagte, wohin er sie zu führen dächte. Aber nach einem Laufe von einigen Tagen, ließ sich eine große Flotte sehen, ein schrecklicher Krieg begann und das Wasser wurde fast zu Feuer. Kurz, die Pinzessin wurde das zweytemal entführt und das war gerade einer der übrigen Könige. Er bemächtigte sich ihrer und sie sah sich abermals in der Gewalt eines Fürsten, den sie haßte, und so ging sie aus Schiff in Schiff und aus Hand in Hand bis zum eilften König; aber ihr geliebter Minzamo allein erschien nicht. Man denke sich ihren Schmerz, ihre Thränen, ihr Schluchzen und Schreyen.

Das



Das Schiff, worauf sie sich mit dem eilften Könige befand, litt Schiffbruch. Als die Prinzessin den Tod heran kommen sah, dankte sie im Herzen dem Himmel dafür. Das Schiff, der König und sein ganzes Gefolge ging unter. Die reitzende Bedebdeb allein entkam, denn sie mußte entkommen, weil sonst ihre Geschichte hier aus gewesen wäre.

Die Winde warfen sie auf eine wüste Insel, deren es dort herum sehr viele gab. Sie legte sich auf den Sand nieder und zählte, von Thränen durchgeweicht, alle ihre Unglücksfälle an den Fingern nach. Ich war, sagte sie: die verlobte Braut eines Prinzen, der ein Ungeheuer war und einen großen Zagel hatte, und das ist nicht mehr Mode. Mein Papa hat mich eingesperrt und von seinem schönen Hof entfernt; ich bin elfmal entführt worden, und alle Augenblicke sündigte man gegen den Respekt; ich habe Schiffbruch gelitten und befinde mich nun auf einer wüsten Insel, wo kein Pallast ist und wo ich kein Gefolge habe; ich habe den jungen

Kö-

König, den ich liebe, auf immer verloren, und werde den Mann ohne Zagel nun nicht kriegen, weil man mich dem mit dem Zagel nicht lassen wollte! Ach ich bin wohl eine recht unglückliche Prinzessin!

Sie schwieg stille um ihren Thränen ungestörten Lauf zu lassen. Nach einer Weile stand sie auf und fand eine dunkle Höle. Nachdem sie sich einige Früchte aufgelesen hatte, ging sie hinein und schlief vor Mattigkeit bald ein.

Wir wollen sie schlafen lassen, denn sie hat es nöthig, weil ihre Entführer ihr keine Zeit dazu gelassen hatten.

Was fingen die Kammerfrauen an, als sie die Prinzessin vermißten? Sie wußten nicht, was sie dazu denken sollten. Sie suchten sie im ganzen Schlosse, suchten sie im Walde; aber vergebens. Sie schrieben also an den König, ihren Vater, daß sie nicht wüßten, wo die Prinzessin geblieben wäre. Sein Zorn läßt sich

nicht

wider ihren Willen, Vergnügen daran. Als endlich der Kohlenbrenner die Augen aufschlug, drückt' er sie blinzelnd wieder zu. Denn was er sah, blendete ihn. Die Blicke der Prinzessin funkelten aber auch ausserordentlich. Ein sanftes Lächeln, das sie zu ihm hinabschickte, brachte ihn vollends ausser sich, und er verlohr Sprache und Bewegung.

Die Prinzessin erschrack über seinen Zustand und schüttete in der Bestürzung ein ganzes Glas Eau de Cologne auf ihn herunter; aber dies würde ihn nicht zu sich selbst gebracht haben, wenn nicht endlich die Prinzessin in steigender Angst mit einer bezaubernden Stimme ihm zugerufen hätte: schöner Kohlenbrenner, du hast zwar keinen Zagel hinten, wie der Prinz Garigarababa, aber du gefällst mir doch besser, und ich weiß nicht, warum. Thu die Augen auf, wenn du mich lieb hast.

Auf diese wenigen Worte, die aber in einem äußerst rührenden Tone gesagt wurden,

konn-

konnte sich der Kohlenbrenner nicht enthalten, wieder zu sich selbst zu kommen. Er schlug die Augen auf und nun bat ihn die Prinzessin, seinen Gesang von vorne anzufangen. Das that er auch, nicht so künstlich als vorher, aber dafür desto rührender, und dadurch gewann er das Herz der Prinzessin gänzlich.

Sie sagte niemand etwas von diesem Abenteuer, verlor sich aber in eine große Menge Betrachtungen darüber. Sie sagte bey sich selbst: warum mag aber wohl der junge Mensch keinen solchen Zagel haben, als der Prinz Garigarababa? Man hat ihn ihm doch wohl nicht abgeschnitten? Das wäre entsetzlich. Es müßte wohl sehr weh thun! Aber der junge Mensch ist nur ein Kohlenbrenner, und vielleicht dürfen nur die Prinzen einen haben. Wie kömmt es aber, daß dieser Kohlenbrenner mir besser gefällt, als der Prinz, dessen Portrait ich habe? Es muß wohl daher kommen, daß er mehr so ist wie ich. Er hat so eine sanfte zärtliche Miene! — Ja — ich gehe hin und reisse alle die



Bilder in Stücken. Ich will nichts mehr von dem Prinzen hören und sehen!

Sie schlief die Nacht wenig, und den andern Morgen sprang sie mit Anbruch des Tages, in ein reitzendes Pet en l'Air von Silbergaze gekleidet, nach ihrem Balkon. Das Herz that ihr weh, als sie ihren Kohlenbrenner nicht sah. Sie setzte sich nieder und hielt eine lange Weile das Gesicht hinter beyde Hände versteckt, weil sie weinte, wie man versichern will.

Doch ihr Kummer dauerte nicht lange. Sie sah bald, wonach sie sich so schmerzlich gesehnt hatte; aber sie erstaunte nicht wenig, als sie einen andern jungen Menschen in eben dem Anzuge und eben so schön, als er, bey ihm sahe. Sie war sehr artig gegen sie und bat sie, zu singen, was sie mit vielem Anstande thaten. Die Prinzessin fand so viel Vergnügen daran, daß sie ihnen einen Korb voll Näschereyen hinab ließ. Da sie aber fürchtete, daß ihre Kammer-

merfrauen dazu kommen möchten, so entfernte sie sich.

Der zweyte Köhler fühlte nicht weniger Liebe zu der bezaubernden Prinzessin, als der erste; aber die Prinzessin interessirte er bey weitem nicht so, als ersterer, für den der erste Eindruck mit der ganzen Ueberraschung desselben neben seiner Schönheit sprach.

Den andern Morgen gab es denselben Auftritt, aber es war schon wieder ein Kohlenbrenner mehr; und mit zwölf Morgen hatten sich auch richtig zwölf Anbeter eingefunden. Die Prinzessin war stolz auf den Besitz so vieler Herzen, und die Konzerts, welche diese Zwölf ihr gaben und die schönen Sachen, die sie ihr sagten, machten ihr viel Freude. Sie wollte aber gerne wissen, wer sie wären, deßhalb schrieb sie ihnen einen Brief, worin sie ihnen ihre Geschichte erzählte, und worauf sie folgende Antwort erhielt:



„Wir hätten uns, göttliche Prinzessin,
„nie die Freyheit genommen, uns dir zu
„zeigen, und nach deiner Zuneigung zu
„streben, wenn wir unsre Geburt nicht
„mit der Deinigen, so sehr erhaben sie
„auch ist, messen zu können geglaubt hät-
„ten. Wir sind, wie du uns hier siehst,
„zwölf Könige, alle zwölf voll brennen-
„der Liebe für dich. Erkläre dich, reizen-
„de Prinzessin. Schönheit hast du genug
„für zwölf, für hundert vielleicht; aber
„du hast nur Ein Herz, entscheide über
„Leben und Tod deiner zwölf unterthänig-
„sten Knechte und Könige."

N. S. „Wir haben uns so verkleidet,
„um nicht erkannt zu werden, wenn wir
„uns unter die übrigen Kohlenbrenner
„mischen."

Die Prinzessin beschäftigte sich die ganze Nacht mit diesem Brief. Es sind Könige, sag-

te

te sie; und sie haben nicht den Schatten von Zageln! Sind sie vielleicht nicht mehr Mode?

Den andern Morgen ging sie durch eine heimliche Thür aus dem Pallaste nach dem Orte, wo sie die zwölf Könige gewöhnlich fand. Sie wartete eine Weile auf sie, und als sie endlich kamen, warfen sie sich alle vor ihr auf die Kniee. Sie befahl ihnen aufzustehen, und sagte sodann zu dem, welchen sie zuerst gesehen hatte: „wie um alles in der Welt führt denn das Schicksal zwölf Könige zusammen? Zwölf Könige findet man sonst so leicht nicht.“ —

„Prinzessin,“ erwiederte der junge König: „ich habe von deinen Reitzen sprechen hören, erfuhr den Ort deines Aufenthalts, den schrecklichen Vermählungsplan, den dein Vater gemacht hat, und bin gekommen, um dich, wenn es möglich ist, dem Ungeheuer, das dich besitzen soll, aus den Händen, oder richtiger, aus den Klauen zu reißen. Ich glaube, daß meine Geschichte, die Geschichte der eilf andern Ma-



Majestäten ist.“ — Wirklich wiederholten diese der Prinzessin eben das, und drangen zugleich in sie, sich für einen zu erklären.

Da sich die Prinzessin in so erlauchter Gesellschaft sah, verbarg sie die zärtlichen Gefühle nicht, die ihr der junge König Minzamo (dies war sein Name) einzuflößen gewußt hatte. Aber auf einmal wurden alle übrige laut und schrien: ist es möglich, daß solch eine reizende Prinzessin, Tochter eines großen Königs, der eine Pilgerschaft ohne Hut und Schuhe gemacht und mit dem schrecklichen Ungeheuer Garigarababa gesprochen hat: daß diese sich von dem Zaunkönige Minzamo kann besiegen lassen? Das kleinste unsrer Dörfer hat mehr Einwohner, als sein Königreich!

Kaum ausgesagt, so ergriff der stärkste unter ihnen die Prinzessin und lief mit ihr davon. Minzamo setzte ausser Athem hinter ihm her, aber bald verlor er die Prinzessin und ihren

ren Entführer aus den Augen. Man denke sich den Schmerz des armen Königs!

Die Prinzessin kam erst lange nachher wieder zu sich selbst und wäre fast sogleich wieder von sich selbst gekommen, denn o Schrecken! sie befand sich auf einem Schiffe, und in der Gewalt eines Menschen, der ihr abscheulich war und der nicht sagte, wohin er sie zu führen dächte. Aber nach einem Laufe von einigen Tagen, ließ sich eine große Flotte sehen, ein schrecklicher Krieg begann und das Wasser wurde fast zu Feuer. Kurz, die Pinzessin wurde das zweytemal entführt und das war gerade einer der übrigen Könige. Er bemächtigte sich ihrer und sie sah sich abermals in der Gewalt eines Fürsten, den sie haßte, und so ging sie aus Schiff in Schiff und aus Hand in Hand bis zum eilften König; aber ihr geliebter Minzamo allein erschien nicht. Man denke sich ihren Schmerz, ihre Thränen, ihr Schluchzen und Schreyen.

Das



Das Schiff, worauf sie sich mit dem eilften Könige befand, litt Schiffbruch. Als die Prinzessin den Tod heran kommen sah, dankte sie im Herzen dem Himmel dafür. Das Schiff, der König und sein ganzes Gefolge ging unter. Die reitzende Beuebdeb allein entkam, denn sie mußte entkommen, weil sonst ihre Geschichte hier aus gewesen wäre.

Die Winde warfen sie auf eine wüste Insel, deren es dort herum sehr viele gab. Sie legte sich auf den Sand nieder und zählte, von Thränen durchgeweicht, alle ihre Unglücksfälle an den Fingern nach. Ich war, sagte sie: die verlobte Braut eines Prinzen, der ein Ungeheuer war und einen großen Zagel hatte, und das ist nicht mehr Mode. Mein Papa hat mich eingesperrt und von seinem schönen Hof entfernt; ich bin elfmal entführt worden, und alle Augenblicke sündigte man gegen den Respekt; ich habe Schiffbruch gelitten und befinde mich nun auf einer wüsten Insel, wo kein Pallast ist und wo ich kein Gefolge habe; ich habe den jungen

Kö-

König, den ich liebe, auf immer verloren, und werde den Mann ohne Zagel nun nicht kriegen, weil man mich dem mit dem Zagel nicht lassen wollte! Ach ich bin wohl eine recht unglückliche Prinzessin!

Sie schwieg stille um ihren Thränen ungestörten Lauf zu lassen. Nach einer Weile stand sie auf und fand eine dunkle Höle. Nachdem sie sich einige Früchte aufgelesen hatte, ging sie hinein und schlief vor Mattigkeit bald ein.

Wir wollen sie schlafen lassen, denn sie hat es nöthig, weil ihre Entführer ihr keine Zeit dazu gelassen hatten.

Was fingen die Kammerfrauen an, als sie die Prinzessin vermißten? Sie wußten nicht, was sie dazu denken sollten. Sie suchten sie im ganzen Schlosse, suchten sie im Walde; aber vergebens. Sie schrieben also an den König, ihren Vater, daß sie nicht wüßten, wo die Prinzessin geblieben wäre. Sein Zorn läßt sich

nicht



nicht mit Worten ausdrücken. Er schickte auf der Stelle vier oder fünf Kouriere an den Fürsten Garigarababa ab, um ihm zu melden, daß seine Tochter verschwunden sey, und ihn zu bitten, daß er ihr einige Armeen nachschickte, was auch er zu thun im Begriff stände. Zugleich hatte er das Bildniß seiner Tochter mitgeschickt, so daß er sie gewiß erkennen mußte.

Dies ging in den verschiedenen Königreichen vor, während die schöne Prinzessin, die eigentlich alle Palläste des Universums hätte bewohnen und alle Ortelanen in der Welt essen sollen, sich kümmerlich von Früchten und Wurzeln nährte und die Nacht in einer wilden Höle zubrachte. Da sie nicht wußte, was sie anfangen sollte, so machte sie Netze von Baumbast und fing Vögel und wilde Thiere damit. Das erstemal, als sie dieselben aufstellte, fing sie einen Bären. Seine Haut kam ihr sehr gelegen für ihr Bette, das keines der zartesten war. Bald nachher fing sie einen Tiger, von dessen

Haut

Haut sie sich ein Wammes machte, denn es fieng schon an, kalt zu werden.

Einmal legte sie ihre Netze sehr früh aus und ging darauf spatzieren, weil sie bemerkt hatte, daß ihr die Bewegung sehr wohl that. Sie kam erst mit sinkender Nacht wieder zu Hause und fand, daß ihre Netze gesprengt waren. Einen guten Fang mußte sie gethan haben, meynte sie, und sie ging näher hinzu. Da sah sie aber weiter nichts, als eine unbehülfliche schwarze Masse, wovor sie sich fürchtete. Sie beschloß, das Ding bis den andern Morgen liegen zu lassen und es sodann todtzuschlagen. Als sie sich in ihrer Höhle zum Abendbrod setzte, hörte sie auf einmal einen Seufzer und bald darauf folgende Worte;

„O, Tod, vergebens rief ich dich! Wann werden meine Leiden ein Ende haben! Wird dies Netz, das mich verstrickt hat, mich von der Bürde des Lebens befreyen? Darf ich es endlich hoffen? — O, schöne, göttliche Prin-



zessin, wo bist du, wo bist du? Denkst du wohl noch an den unglücklichen Minzamo, der die Ehre hat, bis zu seinen letzten Athemzuge zu seyn, dein ergebenster Diener? Ach! O, weh!"

Ja, rief die Prinzessin und fuhr aus der Höhle hervor. Ja, ich denke an dich, ich liebe dich wie sonst! Wo bist du, Lieber? Komm her in diese Wüste, sie wird ein Paradies seyn, wenn wir nur beysammen sind.

Sie lief, um den lieben Gefangenen loszumachen. Er hatte noch seinen Kohlenbrennerkittel an, denn er hatte noch nicht Zeit gehabt, sich anders anzuziehen. Sie umarmten sich, troz dem Respekt, den sie einander schuldig waren, und sie bot ihm Früchte zu seiner Erfrischung an. Darauf fragte sie ihn, wie er hieher gekommen wäre, und er antworte: als er sie gar nicht hätte finden können, wäre er ins Wasser gesprungen. Die Prinzessin erschrack,

schrack, aber der Prinz beruhigte sie, und sagte: Aber ich bin nicht ertrunken. Ein ungeheuer großer Fisch schluckte mich ungekäuet hinter und gab mich auf der andern Seite im Grünen wieder von sich. Ich strich lange umher, ohne zu wissen wo ich hingerieth. Heute bin ich in deinen Netzen gefangen (setzte er mit einer süßen Miene hinzu) und ich darf sagen, nicht das erstemal. Aber der Himmel wird uns nach so vielen Leiden nicht wieder trennen.

Die Prinzessin zeigte dem Prinzen seufzend eine Höhle nicht weit von ihrer, wo er züchtiglich einzog. So verliefen einige Tage.

Als sie eines Abends in der Höhle der Prinzessin vertraulich schwatzten, hörten sie einen großen Lärm und Stimmen, welche schrieen: Wir sind gefangen! Wir sind gefangen! Der König Minzamo, der muthig, lebhaft und stark war, sprang mit dem Säbel in der



Hand aus der Höhle, fuchtelte wild um sich her und vernahm eine Stimme: „Sieh dich doch vor Bauerjunge, kannst du dich unterstehen, den Prinzen Garigarababa umzubringen, der mit seinen lieben Papa hier liegt, wie ein armer Wurm?" —

Nun bat Minzamo die Prinzessin, Licht zu bringen, sie kam gleich, und nun sahen sie wirklich die beyden Ungeheuer in den Netzen verfitzt und beyde verwundet da liegen. Diese erkannten die Prinzessin auf den ersten Blick und erhoben einen schrecklichen Lärm.

„Was, ihr Ungethüm," sagte Minzamo: „ihr wollt noch groß Recht haben? Seyd ihr Könige mit euern Zageln da? Und so eine schöne Prinzessin sollte an euch kommen? Geduld! Ihr habt einen meiner Onkel von mütterlicher Seite den Thron gestohlen; er hat keine Kinder, also gehört das gestohlne Guth mir, und da ihr es nicht lange mehr machen werdet, so

seyd

seyd gescheut, und schreibt ein paar Worte mit eurem Blute, die dahin lauten, daß ich Erbe eurer Staaten sey. Das unterschreibt und sterbt, so bin ich zufrieden. Entschließt euch rasch!"

Ist es möglich, rief Garigarababa: daß wir über dem Suchen nach der berühmten Prinzessin wie Pinsel gefangen werden? Aber Gewalt geht vor Recht. Wir müssen unterschreiben.

Sogleich verlangte er Papier und schrieb mit seinem Blute, daß er seinen Thron den Fürsten Minzamo als dem rechtmäßigen Erben desselben abträte. Einige von ihren Gefolge kamen nun, da es ein wenig zu spät war, und er las ihn vor, was er geschrieben hatte. Sie billigten es, weil sie ihn in letzten Zügen, und den Säbel in Minzamo's Hand blitzen sahen. Garigarababa, der Sohn, befand sich schon nicht mehr wohl, und beyde lebten nur noch ein paar Minuten, darauf starben sie und man legte sie beyde in die Höhle.

Der



Der Prinz und die Prinzessin gingen vergnügt zu Schiffe. Sie segelten nach ihrem Königreiche, wo der König Herosparvus und seine Gemahlin die beyden Ungeheuer erwarteten; aber sie waren sehr angenehm überrascht, als sie statt ihrer ihre Tochter und einen artigen König vor sich sahen. Sie willigten mit Freuden in ihre Verbindung und das Beylager wurde mit möglicher und fast unmöglicher Pracht vollzogen.

Die zehn Könige erfuhren Minzamo's Glück mit Zittern und Neid, aber sie hatten nicht Herz sich daran zu reiben, und daran thaten sie wohl. Die Prinzessin kam recht oft in die Wochen, ohne daß ihr Gemahl nöthig hatte, eine Pilgerschaft anzutreten. Der König Herosparvus ließ dies seine Gemahlin bemerken, aber sie brach kurz davon ab und sie lebten noch sehr lange glücklich und zufrieden.

II.

Der Schwan,

oder:

Die Prüfung des Herzens

Weit weit von hier lebte in einer alten Burg ein Ritter, ein alter, ehrlicher Degenknopf. Dieser war vorher blutarm gewesen, hatte sich aber vermöge des Steins der Weisen, den er viele Jahre vergeblich gesucht, aber endlich freylich nicht ohne viele Mühe, doch gefunden hatte, ein so ansehnliches Vermögen erworben, daß er gewiß nicht mit dem Kayser getauscht hätte. Er vergrub aber sein Pfund nicht, wie jener Schalksknecht, im Schweißtuch, sondern that Gutes wo er nur konnte und wußte. Sein Haus stand jederman offen und wer kam, gieng nie unzufrieden mit ihm wieder weg. Bey ihm galt kein Ansehn der Person, und der Bettler wurde von ihm so gut aufgenommen und bewirthet, als der König.



Dieser Ritter hatte drey Söhne, die er alle gleichstark liebte und gleichglücklich wünschte. Mit Vergnügen bemerkte er auch, daß die größte Eintracht unter ihnen herrschte und daß sie, so zu sagen, nur ein Herz und eine Seele zu haben schienen; bedachte er aber, daß diese Eintracht irgend einmal zerrissen werden könnte, so fiels ihm Centner schwer aufs Herz. Dann schlich er sich betrübt auf sein Zimmer, seufzte und nicht selten trat ihm da das Wasser in die Augen.

Erbschaftstheilungen, sagte er zu sich selbst: sind ja oft der Zankapfel, der zu Uneinigkeit unter den verträglichsten Geschwistern Anlaß giebt. Ach, wie leicht kann es nach deinem Tode eben so gehen! Nein, ich muß diesem Uebel zuvorkommen. Ich will, um alle Gelegenheit zu Zwist unter meinen Söhnen abzuschneiden, mein Vermögen bey meinen Leben unter sie vertheilen, will die strengste Gleichheit beobachten und alles thun, daß nicht Neid

und

und Misgunst ihre übereingestimmte Herzen von einander trennen sollen.

Gesagt, gethan. Er ließ seine drey Söhne vor sich kommen, entdeckte ihnen sein Vorhaben und die Theilung ging, ob sie es gleich durchaus nicht zugeben wollten, vor sich. Alles ging ruhig ab, nur konnten sie wegen des Steins der Weisen, der in einer großen eisernen Kiste unter Schloß und Riegel verwahrt lag, nicht einig werden. Jeder wollte ihn haben und keiner ihn fahren lassen.

„Still Kinder!“ sagte der alte Ritter, wie er merkte, daß es zu einem harten Wortwechsel kommen würde: „Was hilft euer Disputiren? Wenn ihr nicht einig werden könnt, so laßt das Loos entscheiden. Wen dieses aber auch treffen mag, so müssen mir die übrigen zwey bey Ritterehre versprechen, keinen heimlichen Groll auf den zu werfen, den Gott durch das Loos für würdig geachtet hat, diesen Schatz zu besitzen.“

Nein,



Nein, sagten alle drey Brüder zugleich: Loos ist bloßer Zufall und vom bloßen Zufall darf die Entscheidung einer so wichtigen Sache nicht abhangen. Wer von uns dreyen dieses Kleinod besitzen will, muß durch Handlungen zeigen, daß er es verdient.

„Auch das," versetzte der alte Eginhard: „so zieht denn aus mit Schwert und Lanze, und wer von euch den gefährlichsten Kampf besteht, der ist dazu bestimmt, den Stein der Weisen zu besitzen."

Wohlgesprochen! schryen alle drey, gürteten sich und zogen jeder in einen besondern Wald, ihren Feind zu suchen. Gundrich fand bald einen hungrigen Wolf, der auf ihm zu getrabt kam, und der sich für seinen langen Hunger an ihm schadlos halten zu wollen schien. Aber Gundrich ging ihm muthig entgegen und streckte ihm mit einen kräftigen Hiebe zu Boden. Nun kehrte er wieder heim und brachte

sei-

seinen Vater zum Zeichen seines Sieges die blutige Wolfshaut mit.

Nicht lange darauf kam sein zweyter Bruder Erich auch zurück und trug an seiner zerbrochnen Lanze eine weiße Bärenhaut. „Ein Bär ist doch schwerer zu bestehen, als ein Wolf." sagt' er zu sich selbst und freuete sich schon, daß ihm der Vater den Stein der Weisen zuerkennen würde. Aber er hatte sich zu früh gefreut: denn jetzt kam sein jüngster Bruder Conrad mit einer Löwenhaut zurück und seine zerrissenen Kleider, seine zersplitterte Lanze und zerbrochnes Schwert zeigten deutlich, daß der Streit mit einem Löwen gefährlicher sey, als der mit einem Wolfe oder einem Bär.

Eigentlich hätte nun Conrad den Stein kriegen sollen, und der Vater erkannt ihm denselben auch zu. Da aber die beyden andern Brüder darüber murr'ten und scheele Gesichter machten: so unterblieb's und der Vater brachte was anders im Vorschlag.

„Ihr



Hand aus der Höhle, fuchtelte wild um sich her und vernahm eine Stimme: „Sieh dich doch vor Bauerjunge, kannst du dich unterstehen, den Prinzen Garigarababa umzubringen, der mit seinen lieben Papa hier liegt, wie ein armer Wurm?" —

Nun bat Minzamo die Prinzessin, Licht zu bringen, sie kam gleich, und nun sahen sie wirklich die beyden Ungeheuer in den Netzen verfitzt und beyde verwundet da liegen. Diese erkannten die Prinzessin auf den ersten Blick und erhoben einen schrecklichen Lärm.

„Was, ihr Ungethüm," sagte Minzamo: „ihr wollt noch groß Recht haben? Seyd ihr Könige mit euern Zageln da? Und so eine schöne Prinzessin sollte an euch kommen? Geduld! Ihr habt einen meiner Onkel von mütterlicher Seite den Thron gestohlen; er hat keine Kinder, also gehört das gestohlne Guth mir, und da ihr es nicht lange mehr machen werdet, so

seyd

seyd gescheut, und schreibt ein paar Worte mit eurem Blute, die dahin lauten, daß ich Erbe eurer Staaten sey. Das unterschreibt und sterbt, so bin ich zufrieden. Entschließt euch rasch!"

Ist es möglich, rief Garigarababa: daß wir über dem Suchen nach der berühmten Prinzessin wie Pinsel gefangen werden? Aber Gewalt geht vor Recht. Wir müssen unterschreiben.

Sogleich verlangte er Papier und schrieb mit seinem Blute, daß er seinen Thron den Fürsten Minzamo als dem rechtmäßigen Erben desselben abträte. Einige von ihren Gefolge kamen nun, da es ein wenig zu spät war, und er las ihn vor, was er geschrieben hatte. Sie billigten es, weil sie ihn in letzten Zügen, und den Säbel in Minzamo's Hand blitzen sahen. Garigarababa, der Sohn, befand sich schon nicht mehr wohl, und beyde lebten nur noch ein paar Minuten, darauf starben sie und man legte sie beyde in die Höhle.



Der Prinz und die Prinzessin gingen vergnügt zu Schiffe. Sie segelten nach ihrem Königreiche, wo der König Herosparvus und seine Gemahlin die beyden Ungeheuer erwarteten; aber sie waren sehr angenehm überrascht, als sie statt ihrer ihre Tochter und einen artigen König vor sich sahen. Sie willigten mit Freuden in ihre Verbindung und das Beylager wurde mit möglicher und fast unmöglicher Pracht vollzogen.

Die zehn Könige erfuhren Minzamo's Glück mit Zittern und Neid, aber sie hatten nicht Herz sich daran zu reiben, und daran thaten sie wohl. Die Prinzessin kam recht oft in die Wochen, ohne daß ihr Gemahl nöthig hatte, eine Pilgerschaft anzutreten. Der König Herosparvus ließ dies seine Gemahlin bemerken, aber sie brach kurz davon ab und sie lebten noch sehr lange glücklich und zufrieden.

II. Der

II.

Der Schwan,

oder:

Die Prüfung des Herzens

Weit weit von hier lebte in einer alten Burg ein Ritter, ein alter, ehrlicher Degenknopf. Dieser war vorher blutarm gewesen, hatte sich aber vermöge des Steins der Weisen, den er viele Jahre vergeblich gesucht, aber endlich freylich nicht ohne viele Mühe, doch gefunden hatte, ein so ansehnliches Vermögen erworben, daß er gewiß nicht mit dem Kayser getauscht hätte. Er vergrub aber sein Pfund nicht, wie jener Schalksknecht, im Schweißtuch, sondern that Gutes wo er nur konnte und wußte. Sein Haus stand jederman offen und wer kam, gieng nie unzufrieden mit ihm wieder weg. Bey ihm galt kein Ansehn der Person, und der Bettler wurde von ihm so gut aufgenommen und bewirthet, als der König.

 Die-

Dieser Ritter hatte drey Söhne, die er alle gleichstark liebte und gleichglücklich wünschte. Mit Vergnügen bemerkte er auch, daß die größte Eintracht unter ihnen herrschte und daß sie, so zu sagen, nur ein Herz und eine Seele zu haben schienen; bedachte er aber, daß diese Eintracht irgend einmal zerrissen werden könnte, so fiels ihm Centner schwer aufs Herz. Dann schlich er sich betrübt auf sein Zimmer, seufzte und nicht selten trat ihm da das Wasser in die Augen.

Erbschaftstheilungen, sagte er zu sich selbst: sind ja oft der Zankapfel, der zu Uneinigkeit unter den verträglichsten Geschwistern Anlaß giebt. Ach, wie leicht kann es nach deinem Tode eben so gehen! Nein, ich muß diesem Uebel zuvorkommen. Ich will, um alle Gelegenheit zu Zwist unter meinen Söhnen abzuschneiden, mein Vermögen bey meinen Leben unter sie vertheilen, will die strengste Gleichheit beobachten und alles thun, daß nicht Neid

und

und Misgunst ihre übereingestimmte Herzen von einander trennen sollen.

Gesagt, gethan. Er ließ seine drey Söhne vor sich kommen, entdeckte ihnen sein Vorhaben und die Theilung ging, ob sie es gleich durchaus nicht zugeben wollten, vor sich. Alles ging ruhig ab, nur konnten sie wegen des Steins der Weisen, der in einer großen eisernen Kiste unter Schloß und Riegel verwahrt lag, nicht einig werden. Jeder wollte ihn haben und keiner ihn fahren lassen.

„Still Kinder!" sagte der alte Ritter, wie er merkte, daß es zu einem harten Wortwechsel kommen würde: „Was hilft euer Disputiren? Wenn ihr nicht einig werden könnt, so laßt das Loos entscheiden. Wen dieses aber auch treffen mag, so müssen mir die übrigen zwey bey Ritterehre versprechen, keinen heimlichen Groll auf den zu werfen, den Gott durch das Loos für würdig geachtet hat, diesen Schatz zu besitzen."

Nein,



Nein, sagten alle drey Brüder zugleich: Loos ist bloßer Zufall und vom bloßen Zufall darf die Entscheidung einer so wichtigen Sache nicht abhängen. Wer von uns dreyen dieses Kleinod besitzen will, muß durch Handlungen zeigen, daß er es verdient.

„Auch das," versetzte der allte Eginhard! „so zieht denn aus mit Schwert und Lanze, und wer von euch den gefährlichsten Kampf besteht, der ist dazu bestimmt, den Stein der Weisen zu besitzen."

Wohlgesprochen! schryen alle drey, gürteten sich und zögen jeder in einen besondern Wald, ihren Feind zu suchen. Gundrich fand bald einen hungrigen Wolf, der auf ihm zu getrabt kam, und der sich für seinen langen Hunger an ihm schadlos halten zu wollen schien. Aber Gundrich ging ihm muthig entgegen und streckte ihm mit einem kräftigen Hiebe zu Boden. Nun kehrte er wieder heim und brachte

sei-

seinen Vater zum Zeichen seines Sieges die blutige Wolfshaut mit.

Nicht lange darauf kam sein zweyter Bruder Erich auch zurück und trug an seiner zerbrochnen Lanze eine weiße Bärenhaut. „Ein Bär ist doch schwerer zu bestehen, als ein Wolf.“ sagt' er zu sich selbst und freuete sich schon, daß ihm der Vater den Stein der Weisen zuerkennen würde. Aber er hatte sich zu früh gefreut: denn jetzt kam sein jüngster Bruder Conrad mit einer Löwenhaut zurück und seine zerrissenen Kleider, seine zersplitterte Lanze und zerbrochnes Schwert zeigten deutlich, daß der Streit mit einem Löwen gefährlicher sey, als der mit einem Wolfe oder einem Bär.

Eigentlich hätte nun Conrad den Stein kriegen sollen, und der Vater erkannt ihm denselben auch zu. Da aber die beyden andern Brüder darüber murr'ten und scheele Gesichter machten: so unterblieb's und der Vater brachte was anders im Vorschlag.

„Ihr

„Ihr habt nun alle dreye Proben von eurer Tapferkeit und Geschicklichkeit abgelegt," sagte er: „was ist aber Tapferkeit und Heldenmuth ohne Tugend und ein gutes Herz? Zieht daher hin in fremde Lande und wer bey seiner Zurückkunft beweisen kann, daß er die edelste Handlung verrichtet hat, soll ohne Widerrede der Besitzer des so mühsam erworbenen Schatzes seyn."

Dieser Vorschlag wurde von allen drey Brüdern angenommen. Sie gürteten ihre Schwerter um, schwenkten sich auf ihre Rosse und jeder nahm einen besondern Weg. Wie sie neun Monate lang abwesend gewesen waren, kehrten sie wieder nach der Burg zurück und erzählten nun nach der Reihe ihre guten Handlungen.

„Als ich vor einigen Monaten nach M**z ritt," fing der Aelteste an: „kam ich, ohn' es zu merken, von meinem Wege ab. Die Nacht

brach

brach ein und noch wußt' ich nicht, wo ich ein Obdach vor Wind und Regen finden sollte. Endlich, wie ich einige Stunden lang den Wald, das Pferd an der Hand, durchkrochen hatte, sah ich in der Entfernung in einer kleinen Strohhütte Licht. Ich ritt darauf zu und als man mir auf mein Pochen die Thür geöffnet hatte, sah ich, daß ich mitten in der Wohnung des Elends mich befand. Ein mattes Lämpchen gab gerade soviel Schein von sich, daß ich alles, was sich um mich befand, erkennen konnte. An einem Tische saß ein ganz zerlumpter Mann, dem der Kummer das Fleisch vom Leibe gezehrt hatte und neben ihm sein halbnacktes Weib, mit einem schlummernden Säugling an ihrer Brust. Vor ihnen stand eine Schüssel mit Eicheln, die sie des Tages über mühsam sammlen mußten, um am Abend desselben sich nicht hungrig auf ihr hartes Lager von Stroh werfen zu müssen, und ein Trunk Wasser, aus einem alten halbzerbrochnen irdenen Gefäß, das dieser zunächst seinem

Ort



Ort hatte, diente ihnen beydes zur Labung und zur Hinterbringung dieser elenden Kost. Aber das war das Elend, das ich sah, noch nicht alles. In einem Winkel der Stube schnarchten auf blosem Stroh noch fünf andre Kinder, wovon das älteste sieben Jahr alt und eins gefährlich krank war. Alle waren fast ganz nakend und von dem kalten Nordwind, der hin und wieder durch die zerbrochnen Fenster und übelpassende Thür blies, ganz erstarrt."

„Ich fühlte das Elend dieser Leute tief im Herzen. Mit Freuden theilte ich alles, was ich bey mir hatte mit dem Vater dieser unglücklichen Familie, warf meinen Mantel über die Kinder und ritt, wie der Regen wieder nachgelassen hatte, meiner Wege." —

Das war edel gehandelt, sagte Erich, als Gundrich ausgeredet hatte: das kann ich nicht leugnen. Ob aber deine That edler sey, als die meinige, das mag der Vater entscheiden:

„Am

„Am Wege nach F[illegible]t, traf ich einen armen alten Mann an, der sich unter dem Schatten eines Baums ins Gras gestreckt hatte. Das Alter hatte seine Haare gebleicht und seinen Nacken gebeugt und Hunger und Kummer die Lebenssäfte, welche die gefräßige Zeit übrig gelassen hatte, vollends aus seinem Körper gezogen.“

Ach! flehete mich dieser mit schwacher und oft unterbrochener Stimme an; übet Barmherzigkeit, edler Ritter, sonst muß ich heute noch unter diesem Baum verschmachten. Schon seit drey Tagen sitz' ich hier und flehe die Vorübergehenden an, mich nach der Hütte, die du dort auf jenem Felsen stehst, zu schaffen. Aber noch hat sich Niemand gefunden, der so viel Menschlichkeit gehabt und mir dahin geholfen, oder mich nur mit Speise und Trank erquickt hätte. Selbst kann ich mir nicht helfen. Diese alte Knochen sind morsch und vermögen nicht diesen ausgemergelten Körper da-

hin zu tragen, und so werd' ich wohl, wenn du edler Jüngling dich nicht meiner erbarmst, hier unter freyem Himmel mein kummervolles Leben enden müssen.

„Nun fing er an zu weinen und fiel bald darauf kraftloß zurück ins Gras. Mein Herz schwoll vom Mitleid über. Ich sprang vom Pferde, nahm den Felsen in Augenschein und fand es unmöglich, ihn zu Pferde zu passiren. Was war da anzufangen? Geholfen mußte dem armen Greise werden, das erforderte die Pflicht der Menschlichkeit. Ohne mich also lange zu besinnen nahm ich ihn auf die Schulter und trug ihn, nachdem ich ihn vorher mit meinem letzten Vorrath von Lebensmitteln sattsam erquickt hatte, auf diese Art den steilen Felsen hinan in seine Wohnung, wo er mir für den Dienst, welchen ich ihm dadurch erzeigt hatte, tausendmal dankte. Zufrieden über die gute That, die ich verrichtet hatte, kam ich nach einer Stunde wieder zu meinem

Pfer-

Pferde, das ich an einem Baum gebunden und jedem Räuber preiß gegeben hatte, zurück, schwang mich darauf und ritt innig vergnügt von dannen!" —

„Nun sagt," fuhr Erich fort: „wessen Handlung ist edler? Die meines Bruders, der den Dürftigen gab, was er leicht entrathen konnte, oder die meinige, der ich nicht vor Armuth und Alter zurück schreckte, und kein Bedenken trug mit Lebensgefahr den Felsen mit meiner schweren Bürde zu ersteigen?" — Er schwieg, und sein jüngster Bruder Conrad nahm das Wort.

„Unstreitig würdest du das strittige Kleinod erhalten müssen, wenn mich nicht die That, die ich verrichtet habe, berechtigte, Ansprüche darauf zu machen."

„Wie ich durch den Thüringer Wald nach H** ritt, wurde ich hinterwärts von einem Räu-



Räuber angefallen. Ich hatte mich dessen nicht versehen und so bracht' er mir eine Wunde bey, eh' ich mich zur Wehre setzen konnte. Seine Schwertstreiche fielen wie Blitzstralen auf mich ein und es schien ihm um nichts weniger als um mein Leben zu thun zu seyn. Allein sein Mißgeschick wollte, daß er seinen schändlichen Endzweck nicht erreichen sollte. Er versah's, stolperte über eine Baumwurzel und stürzte zu Boden. Dies verschaffte mir auf einmal einen Vortheil über ihn. Ich sprang vom Pferde, rang ihm das Schwert aus der Hand und war eben im Begriff, es ihm durch den Leib zu jagen, als mir bey dem Worte Barmherzigkeit, um die er mich anflehete, eine unsichtbare Hand den Arm hielt. Auf einmal war mein Zorn erloschen. Noch mit dem rechten Fuß auf seiner Brust stehend und in der völligen Stellung, als wenn ich ihm so eben das Eisen durch's Herz stoßen wollte, fragte ich ihn um die Ursach seines mörderischen Ueberfalls."

„Ach

„Ach," antwortete er mit Thränen in den Augen: „was thut nicht die Verzweiflung! Sieben unerzogene Kinder, die, so oft ich komme, meine Füße umklammern und aus einem Munde Brod von mir fordern, ohne mein Verschulden verhungern und eine theilnehmende Gattin, die im Ueberfluß geboren und erzogen und nur aus Liebe zu mir den Fluch des Vaters und die Thränen einer verzweifelnden Mutter auf sich lud, im Elend schmachten sehen? Ritter, das kann das Lamm zum Tieger und den Menschen zum Ungeheuer umschaffen. Würdet Ihr wohl unter eben diesen Umständen nicht dasselbe gethan haben?"

„Ich fühlte, daß der Mann recht hatte und verzieh ihm sein Unrecht von Herzen. Aber dies war nicht genug. Ich gab ihm auch alles was ich an Geld und Kostbarkeiten bey mir hatte, seine im Elend schmachtende Familie damit zu retten und behielt blos so viel für mich, als ich zur höchsten Nothdurft brauchte.



Dem Mann standen die Thränen in den Augen und er konnte mich vor Schaam und Reue kaum ansehen. Endlich erholt' er sich wieder, drückte mir dankbar die Hand und eilte, ohne ein einziges Wort hervorbringen zu können, davon. — „Nun Vater," fuhr Conrad fort: „entscheidet, wer sich durch seine Handlung des Besitzes des Kleinodes am würdigsten gemacht hat."

Er schwieg und der Vater nahm nun das Wort. Wer dem Nothleidenden in seinem Unglück beyspringt, dessen Handlung verdient in dem Register der guten Thaten aufgezeichnet zu werden. Wer aber eben diese Barmherzigkeit an seinem Feind, der ihm sogar nach dem Leben stand, ausübt, sie mitten im Zorn ausübt, handelt unstreitig noch edler. Drum sprech' ich dir, mein Conrad, den Preis zu, der auf eure Handlungen gesetzt ist.

Ueber diesen Ausspruch waren die beyden ältesten Brüder wieder unzufrieden. „Wir

geben zu,“ sagten sie: „daß unser Bruder vor uns einen Vorzug hat. Wer kann aber wissen und bestimmen, daß wir bey gleicher Gelegenheit nicht auch dasselbe gethan hätten? Drum laßt uns noch einen dritten Versuch machen. Ist unser Bruder von Gott bestimmt, diesen Theil unsers väterlichen Erbes zu besizen: so wird er auch diesesmal den Sieg davon tragen.

Conrad war es zufrieden und der alte Eginhard that den Vorschlag, daß sich jeder binnen einem Jahre eine Braut heimführen sollte. Wer nun die Schönste bringen würde, sollte ohne fernern Anstand auch den Stein der Weisen bekommen.

Die drey Brüder machten sich also auf den Weg, aber keiner wußte, wo er eigentlich hin wollte, sondern jeder überließ es ganz der Willkür seines Pferdes, wo ihn dieses hintragen wollte. Die beyden ältesten fanden bald,

was sie suchten und nur der Jüngste irrte weit und breit umher und suchte vergebens.

Endlich kam er einmal bey Nacht vor ein großes schönes Schloß, das mitten im Walde auf einem großen freyen Platze stand und über und über erleuchtet war. Müd' und matt von dem vielen Reiten, hielt er dieses Schloß für eine gute Herberge und klopfte an das Thor desselben an. Sogleich flogen beyde Thüren von selbst auf, und wie er hinein war, auch wieder hinter ihm zu; aber kein Mensch war weder zu hören noch zu sehen. Er schüttelte freilich ein wenig den Kopf darüber, ließ sich aber nichts anfechten, sondern besorgte sein Pferd und ging dann, in der Meynung, oben in den erleuchteten Zimmern eine zahlreiche Gesellschaft zu finden, die Treppe hinauf in das erste beste Zimmer. Allein auch hier traf er niemand an. Er ging in ein anderes Zimmer, und fand es eben so. Wie er endlich beynahe alle Zimmer des Schlosses, welche

durch

durch die Bank auf das köstlichste ausmöblirt waren, ohne einen Menschen zu finden, durchwandert hatte, trat er endlich in eins, das an Pracht alle die übrigen übertraf. Stühle und Tische waren von dem weisesten Elfenbein, mit dem schönsten Schnitzwerk und mit der prächtigsten Vergoldung geziert, die Tapeten reich mit Gold und Silber durchwirkt und die Vorhänge von grünen Taffet mit großen goldenen Franzen besetzt. Die Fensterscheiben und Kronleuchter waren von geschliffenem Kristall und der Ofen darin bestand aus einem einzigen Karfunkel. In der Mitte des Zimmers lud ihn ein mit den niedlichsten Speisen wohlbesetztes Tischchen zum Genuß ein und in einer Ecke desselben stand ein prächtiges Himmelbette mit rosenrothtaffeten und mit silbernen Franzen behangenen Vorhängen, dessen weiche Pflaumen seinem müden Körper Erquickung zu geben versprachen.

So müd' er auch war, so hatte doch jetzt der Tisch mehr Reiz für ihn, als das Bette.

Er setzte sich und aß mit ausserordentlichem Appetit das erste Gericht, das vor ihm stand, und so eben erst vom Feuer gekommen zu seyn schien. Sobald er damit fertig war, verschwand sein Teller mit allen Ueberbleibseln, und ein neues Gericht trat an dessen Stelle. Er schüttelte den Kopf, ließ sich aber nicht stören, sondern verzehrte auch dieses Gericht mit dem besten Appetit. Er hatte nicht sobald Messer und Gabel, deren Hefte beyde aus einem einzigen Diamant verfertigt waren, bey Seite gelegt, zum Zeichen, daß er hievon zur Gnüge genossen habe, so verschwand auch dieser Teller mit dem Abhub, wie der vorige, und es dampfte abermals ein neues Gericht vor ihm in die Höhe.

So gings fort, und ich glaube der Ritter hätte die halbe Nacht fortessen können, ohne daß es ihm an immer neuen Gerichten gemangelt haben würde. Mit dem Weine war es das nämliche. So oft er ein Glas ausgetrun-

trunken hatte, stand es wieder vollgeschenkt vor ihm, und so oft eine Flasche leer war, verschwand sie, und eine andere stand an ihrer Stelle.

Ohne sich sehr darum zu bekümmern, wem er eigentlich dieses herrliche Traktement zu verdanken hätte und völlig zufrieden mit dieser guten Bewirthung, bediente er sich seiner Bequemlichkeit. Wie er seinen Hunger und Durst auf das beste gestillt hatte, sehnte er sich nun nach Ruhe, und das Himmelbette schien ganz dazu gemacht, ihm diese zu verschaffen. Er zog sich aus und legte sich hinein, war aber noch nicht völlig eingeschlafen, als vor seinem Fenster die angenehmste Nachtmusik ertönte. Er sprang aus dem Bette um die Musiker zu sehen, die ihre Instrumente so meisterhaft zu behandeln wußten; aber da war Niemand zu sehen. Indeß dauerte die Musik immer fort und der Ritter der sich wieder niedergelegt hatte und recht andächtig zu hörte, schlief endlich darüber ein.

Als

hin zu tragen, und so werd' ich wohl, wenn du edler Jüngling dich nicht meiner erbarmst, hier unter freyem Himmel mein kummervolles Leben enden müssen.

„Nun fing er an zu weinen und fiel bald darauf kraftloß zurück ins Gras. Mein Herz schwoll vom Mitleid über. Ich sprang vom Pferde, nahm den Felsen in Augenschein und fand es unmöglich, ihn zu Pferde zu passiren. Was war da anzufangen? Geholfen mußte dem armen Greise werden, das erforderte die Pflicht der Menschlichkeit. Ohne mich also lange zu besinnen nahm ich ihn auf die Schulter und trug ihn, nachdem ich ihn vorher mit meinem letzten Vorrath von Lebensmitteln sattsam erquickt hatte, auf diese Art den steilen Felsen hinan in seine Wohnung, wo er mir für den Dienst, welchen ich ihm dadurch erzeigt hatte, tausendmal dankte. Zufrieden über die gute That, die ich verrichtet hatte, kam ich nach einer Stunde wieder zu meinem

Pfer-

Pferde, das ich an einem Baum gebunden und jedem Räuber preiß gegeben hatte, zurück, schwang mich darauf und ritt innig vergnügt von dannen!" —

„Nun sagt," fuhr Erich fort: „wessen Handlung ist edler? Die meines Bruders, der den Dürftigen gab, was er leicht entrathen konnte, oder die meinige, der ich nicht vor Armuth und Alter zurück schreckte, und kein Bedenken trug mit Lebensgefahr den Felsen mit meiner schweren Bürde zu ersteigen?" — Er schwieg, und sein jüngster Bruder Conrad nahm das Wort.

„Unstreitig würdest du das strittige Kleinod erhalten müssen, wenn mich nicht die That, die ich verrichtet habe, berechtigte, Ansprüche darauf zu machen."

„Wie ich durch den Thüringer Wald nach H** ritt, wurde ich hinterwärts von einem



Räuber angefallen. Ich hatte mich dessen nicht versehen und so bracht' er mir eine Wunde bey, eh' ich mich zur Wehre setzen konnte. Seine Schwertstreiche fielen wie Blitzstralen auf mich ein und es schien ihm um nichts weniger als um mein Leben zu thun zu seyn. Allein sein Mißgeschick wollte, daß er seinen schändlichen Endzweck nicht erreichen sollte. Er versah's, stolperte über eine Baumwurzel und stürzte zu Boden. Dies verschaffte mir auf einmal einen Vortheil über ihn. Ich sprang vom Pferde, rang ihm das Schwert aus der Hand und war eben im Begriff, es ihm durch den Leib zu jagen, als mir bey dem Worte Barmherzigkeit, um die er mich anflehete, eine unsichtbare Hand den Arm hielt. Auf einmal war mein Zorn erloschen. Noch mit dem rechten Fuß auf seiner Brust stehend und in der völligen Stellung, als wenn ich ihm so eben das Eisen durch's Herz stoßen wollte, fragte ich ihn um die Ursach seines mörderischen Ueberfalls."

„Ach," antwortete er mit Thränen in den Augen: „was thut nicht die Verzweiflung! Sieben unerzogene Kinder, die, so oft ich komme, meine Füße umklammern und aus einem Munde Brod von mir fordern, ohne mein Verschulden verhungern und eine theilnehmende Gattin, die im Ueberfluß geboren und erzogen und nur aus Liebe zu mir den Fluch des Vaters und die Thränen einer verzweifelnden Mutter auf sich lud, im Elend schmachten sehen? Ritter, das kann das Lamm zum Tieger und den Menschen zum Ungeheuer umschaffen. Würdet Ihr wohl unter eben diesen Umständen nicht dasselbe gethan haben?"

„Ich fühlte, daß der Mann recht hatte und verzieh ihm sein Unrecht von Herzen. Aber dies war nicht genug. Ich gab ihm auch alles was ich an Geld und Kostbarkeiten bey mir hatte, seine im Elend schmachtende Familie damit zu retten und behielt blos so viel für mich, als ich zur höchsten Nothdurft brauchte.

Dem Mann standen die Thränen in den Augen und er konnte mich vor Schaam und Reue kaum ansehen. Endlich erhol't er sich wieder, drückte mir dankbar die Hand und eilte, ohne ein einziges Wort hervorbringen zu können, davon. — „Nun Vater," fuhr Conrad fort: „entscheidet, wer sich durch seine Handlung des Besitzes des Kleinodes am würdigsten gemacht hat."

Er schwieg und der Vater nahm nun das Wort. Wer dem Nothleidenden in seinem Unglück beyspringt, dessen Handlung verdient in dem Register der guten Thaten aufgezeichnet zu werden. Wer aber eben diese Barmherzigkeit an seinem Feind, der ihm sogar nach dem Leben stand, ausübt, sie mitten im Zorn ausübt, handelt unstreitig noch edler. Drum sprech' ich dir, mein Conrad, den Preis zu, der auf eure Handlungen gesetzt ist.

Ueber diesen Ausspruch waren die beyden ältesten Brüder wieder unzufrieden. „Wir

geben zu," sagten sie: „daß unser Bruder vor uns einen Vorzug hat. Wer kann aber wissen und bestimmen, daß wir bey gleicher Gelegenheit nicht auch dasselbe gethan hätten? Drum laßt uns noch einen dritten Versuch machen. Ist unser Bruder von Gott bestimmt, diesen Theil unsers väterlichen Erbes zu besizen: so wird er auch diesesmal den Sieg davon tragen."

Conrad war es zufrieden und der alte Eginhard that den Vorschlag, daß sich jeder binnen einem Jahre eine Braut heimführen sollte. Wer nun die Schönste bringen würde, sollte ohne fernern Anstand auch den Stein der Weisen bekommen.

Die drey Brüder machten sich also auf den Weg, aber keiner wußte, wo er eigentlich hin wollte, sondern jeder überließ es ganz der Willkür seines Pferdes, wo ihn dieses hintragen wollte. Die beyden ältesten fanden bald,

was sie suchten und nur der Jüngste irrte weit und breit umher und suchte vergebens.

Endlich kam er einmal bey Nacht vor ein großes schönes Schloß, das mitten im Walde auf einem großen freyen Platze stand und über und über erleuchtet war. Müd' und matt von dem vielen Reiten, hielt er dieses Schloß für eine gute Herberge und klopfte an das Thor desselben an. Sogleich flogen beyde Thüren von selbst auf, und wie er hinein war, auch wieder hinter ihm zu; aber kein Mensch war weder zu hören noch zu sehen. Er schüttelte freilich ein wenig den Kopf darüber, ließ sich aber nichts anfechten, sondern besorgte sein Pferd und ging dann, in der Meynung, oben in den erleuchteten Zimmern eine zahlreiche Gesellschaft zu finden, die Treppe hinauf in das erste beste Zimmer. Allein auch hier traf er niemand an. Er ging in ein anderes Zimmer, und fand es eben so. Wie er endlich beynahe alle Zimmer des Schlosses, welche

durch

durch die Bank auf das köstlichste ausmöblirt waren, ohne einen Menschen zu finden, durchwandert hatte, trat er endlich in eins, das an Pracht alle die übrigen übertraf. Stühle und Tische waren von dem weisesten Elfenbein, mit dem schönsten Schnitzwerk und mit der prächtigsten Vergoldung geziert, die Tapeten reich mit Gold und Silber durchwirkt und die Vorhänge von grünen Taffet mit großen goldenen Franzen besetzt. Die Fensterscheiben und Kronleuchter waren von geschliffenem Kristall und der Ofen darin bestand aus einem einzigen Karfunkel. In der Mitte des Zimmers lud ihn ein mit den niedlichsten Speisen wohlbesetztes Tischchen zum Genuß ein und in einer Ecke desselben stand ein prächtiges Himmelbette mit rosenrothtaffeten und mit silbernen Franzen behangenen Vorhängen, dessen weiche Pflaumen seinem müden Körper Erquickung zu geben versprachen.

So müd' er auch war, so hatte doch jetzt der Tisch mehr Reiz für ihn, als das Bette.

Er setzte sich und aß mit ausserordentlichem Appetit das erste Gericht, das vor ihm stand, und so eben erst vom Feuer gekommen zu seyn schien. Sobald er damit fertig war, verschwand sein Teller mit allen Ueberbleibseln, und ein neues Gericht trat an dessen Stelle. Er schüttelte den Kopf, ließ sich aber nicht stören, sondern verzehrte auch dieses Gericht mit dem besten Appetit. Er hatte nicht sobald Messer und Gabel, deren Hefte beyde aus einem einzigen Diamant verfertigt waren, bey Seite gelegt, zum Zeichen, daß er hievon zur Gnüge genossen habe, so verschwand auch dieser Teller mit dem Abhub, wie der vorige, und es dampfte abermals ein neues Gericht vor ihm in die Höhe.

So gings fort, und ich glaube der Ritter hätte die halbe Nacht fortessen können, ohne daß es ihm an immer neuen Gerichten gemangelt haben würde. Mit dem Weine war es das nämliche. So oft er ein Glas ausgetrun-

trunken hatte, stand es wieder vollgeschenkt vor ihm, und so oft eine Flasche leer war, verschwand sie, und eine andere stand an ihrer Stelle.

Ohne sich sehr darum zu bekümmern, wem er eigentlich dieses herrliche Traktement zu verdanken hätte und völlig zufrieden mit dieser guten Bewirthung, bediente er sich seiner Bequemlichkeit. Wie er seinen Hunger und Durst auf das beste gestillt hatte, sehnte er sich nun nach Ruhe, und das Himmelbette schien ganz dazu gemacht, ihm diese zu verschaffen. Er zog sich aus und legte sich hinein, war aber noch nicht völlig eingeschlafen, als vor seinem Fenster die angenehmste Nachtmusik ertönte. Er sprang aus dem Bette um die Musiker zu sehen, die ihre Instrumente so meisterhaft zu behandeln wußten; aber da war Niemand zu sehen. Indeß dauerte die Musik immer fort und der Ritter der sich wieder niedergelegt hatte und recht andächtig zu hörte, schlief endlich darüber ein.



Als er erwachte, sah er auf einem Stuhle neben dem Bette einen schönen seidnen Schlafrock liegen und darunter standen ein paar recht niedliche Pantoffeln von gelbem Saffian. Auf dem Tische, woran gestern der Ritter die herrliche Mahlzeit genossen hatte, stand ein gutes Frühstück und daneben lag ein mit lauter Brillianten besetztes Gewehrgehänge. Die Freude hätte ein Mensch sehen sollen, die der Ritter über das letztere hatte! Er sprang aus dem Bette, lief nach dem Tisch und probierte es über's blanke Hemde an. Je länger er es ansah, desto besser gefiel's ihm. Bald hielt er's nah vor die Augen, um zu sehen ob kein Stein blind wäre, bald aber weit von sich, um sich an den vielen Farben zu weiden, die es spielte, wenn die Sonnen- oder Lichtstrahlen darauf fielen. Kurz, er hatte seinen einzigen Gefallen daran und konnt' es gar nicht wieder aus den Händen legen.

Endlich aber, wie er es lange genug mit Vergnügen betrachtet hatte, legt' er es doch bey Seite, zog sich an und nahm nun ein gutes Frühstück zu sich. Dann sah er nach seinem Pferde, und wie er fand, daß es diesem eben so wohl gegangen war, wie ihm, macht' er eine kleine Promenade in den Schloßgarten. Schöner war noch nie ein Garten, als dieser. Die Bäume hingen so voll schöner Früchte, daß sie hätten brechen mögen, und die schönsten Blumen verbreiteten den angenehmsten Geruch. Die Alleen waren mit lauter Goldsand bestreut, und allenthalben, wo man hinsah, fiel einem eine Statue vom schönsten Marmor in die Augen. Das Schönste im Garten aber war eine Grotte, die aus lauter Edelsteinen von ungeheurer Größe bestand, die mit puren geschliffenen Quadraten von Rubin und Schmaragd gepflastert war, und in deren Mitte sich ein ziemlich großes, goldnes Bassin befand, dessen Wasser so klar wie Kristall war und einen gar lieblichen Geruch von sich duftete.



Der Ritter stand wie in den Boden gewurzelt, da er dieses alles sah, und wäre gewiß noch eine geraume Zeit so verwunderungsvoll, stumm und unbeweglich stehen geblieben, hätte ihn nicht eine Stimme, die ihn beym Namen rufte, aus diesem Traum geweckt. Er sah sich um und suchte zu entdecken wo die Stimme hergekommen seyn möchte, fand aber nicht die geringste Spur von irgend einen Menschen. Schon hatte er sich überredet, es sey bloß eine Täuschung gewesen, als er seinen Namen noch einmal und zwar weit deutlicher, als das erstemal, nennen hörte. Jetzt bemerkt' er, daß der Schall aus dem Bassin kam. Seine Neugier trieb ihn näher hinzu, und siehe, da schwamm ein ausserordentlich schöner Schwan darin, den er bisher noch nicht bemerkt hatte. Nun wußt' er, wie viels geschlagen hatte. Der Schwan ist zuverlässig ein verwünschter Prinz, sagt' er zu sich selbst, der sich auf irgend eine Art an einem Zauberer oder einer Fee vergangen hat, und nun so hart dafür büßen muß.

Der

Der Pallast und dieser Garten gehört ihm, und welcher mich vorhin beym Namen nannte, war kein anderer als dieser Schwan. In dem letzten Stück hatt' er sich auch nicht geirrt, denn kaum war er ans Bassin getreten, so erkundigte sich der Schwan nach seinem Befinden und wie es ihm hier gefalle?

Wie der Ritter Rede und Antwort gegeben und sich eben nicht undeutlich hatte merken lassen, daß er gern noch einige Zeit hier zubringen möchte, fragte ihn der Schwan weiter: ob er nicht Lust hätte, ihm zu dienen?

„Warum nicht?“ versetzte dieser, dem dies sehr gelegen kam: „sag nur, was meine Beschäftigung seyn soll?“

Du hast nichts zu thun, erwiederte der Schwan; als mich Abends in das No. 15 befindliche Bette, und am Morgen wieder hieher zu tragen. Die übrige Zeit kannst du machen



chen was du willst. Vor Essen, Trinken und Kleider brauchst du nicht zu sorgen. Es wird sich immer so viel finden, als du nöthig hast.

Der Ritter nahm mit Freuden diesen Vorschlag an und befand sich neun volle Monate recht wohl im Dienst des Schwans. Allein jetzt stellten sich zuweilen bey ihm trübe Stunden ein, und diese wurden um so häufiger je näher die Zeit herbey kam, wo er wieder heim sollte.

„Was fehlt dir, Ritter Conrad?“ sagte eines Morgens der Schwan zu ihm, als er sahe, daß der Ritter ein ziemlich finsteres Gesicht machte: Warum auf einmal so mißmuthig? Gefällt dir's nicht mehr bey mir?

„Ach! warum sollte mir's bey dir nicht gefallen, erwiederte jener mit einem tiefen Seufzer: „Ich habe blos üble Laune und mache ein verdrüßliches Gesicht, wenn ich daran

den=

denke, daß ich nun bald wieder fort muß, und zwar unverrichteter Sache fort muß."

Und wer zwingt dich denn mich zu verlassen? sagte der Schwan. Ich bin vollkommen mit dir zufrieden, wenn du's nun auch mit mir bist, so weiß ich nicht warum du schon fort willst!

„Hätt' ich keinen alten Vater mehr," erwiederte der Ritter; „den der Kummer über mein Ausbleiben vor der Zeit in die Grube bringen würde; hinge nicht von meiner baldigen Zurückkunft die Beschleunigung von meiner Brüder Glück ab; so sollte mich nichts bewegen, dich zu verlassen."

Ja wenn die Umstände so sind, sagte der Schwan: so kann ich dich freilich nicht darum verdenken, wenn du zurückkehrst. Was sagtest du denn aber vorhin, deine üble Laune rührte auch davon her, daß du unverrichter

Sache wieder heimziehen müßtest? Sey offenherzig! vielleicht bin ich im Stande dir zu helfen.

„Was ich suche," versetzte der Ritter: „wirst du mir schwerlich finden helfen können. Die Sache ist diese: mein Vater hat den Stein der Weisen gefunden und es ist nun Streit zwischen mir und meinen noch übrigen zwey Brüdern, wer ihn bekommen soll. Mein Vater hat schon einige Mittel versucht, uns zu vergleichen; aber immer lief sein Bemühen fruchtlos ab. Jetzt kommt es darauf an, wer die schönste Braut heimführt. Soll ich nun nicht mismüthig seyn, da die bestimmte Zeit beynahe vorüber ist, und ich keine Hoffnung habe, den Preis davon zu tragen? Was hilft mirs nun, daß ich die größte Probe von Tapferkeit und den stärksten Beweis von Güte des Herzens ablegte, wenn ich nun den Stein der Weisen, um den wir streiten und der mir schon zweymal zuerkannt worden ist, meinen Brüdern überlassen muß?"

Laß

Laß nur den Muth nicht sinken, sagte der Schwan: noch ist die Zeit nicht ganz abgelaufen, vielleicht findest du, was du suchst, an einem Orte, wo du's am allerwenigsten vermuthest. Indessen geh' in die Gemähldegalerie des Schlosses, und betrachte die linkerhand aufgestellte Frauenzimmer, und wenn du eins darunter findest, von dem du glaubst, daß es das Schönste sey, so komm wieder und sage mir, unter welcher Nummer es sich befindet. Vielleicht kann ich dir dann das Original zu der Copie verschaffen.

Der Ritter verließ den Garten und begab sich in die Galerie. Hier sah er eine Menge Frauenzimmer abgemahlt, wovon immer eins schöner war als das andere; aber alle reichten an Schönheit einer einzigen blendenden Blondine, die ganz am Ende hing, nicht das Wasser. Der Ritter blieb ganz entzückt vor diesem Gemälde stehen und schenkte ihm seine ganze Aufmerksamkeit. Er verwendete kein

Er setzte sich und aß mit ausserordentlichem Appetit das erste Gericht, das vor ihm stand, und so eben erst vom Feuer gekommen zu seyn schien. Sobald er damit fertig war, verschwand sein Teller mit allen Ueberbleibseln, und ein neues Gericht trat an dessen Stelle. Er schüttelte den Kopf, ließ sich aber nicht stören, sondern verzehrte auch dieses Gericht mit dem besten Appetit. Er hatte nicht sobald Messer und Gabel, deren Hefte beyde aus einem einzigen Diamant verfertigt waren, bey Seite gelegt, zum Zeichen, daß er hievon zur Gnüge genossen habe, so verschwand auch dieser Teller mit dem Abhub, wie der vorige, und es dampfte abermals ein neues Gericht vor ihm in die Höhe.

So gings fort, und ich glaube der Ritter hätte die halbe Nacht fortessen können, ohne daß es ihm an immer neuen Gerichten gemangelt haben würde. Mit dem Weine war es das nämliche. So oft er ein Glas ausgetrun-

trunken hatte, stand es wieder vollgeschenkt vor ihm, und so oft eine Flasche leer war, verschwand sie, und eine andere stand an ihrer Stelle.

Ohne sich sehr darum zu bekümmern, wem er eigentlich dieses herrliche Traktement zu verdanken hätte und völlig zufrieden mit dieser guten Bewirthung, bediente er sich seiner Bequemlichkeit. Wie er seinen Hunger und Durst auf das beste gestillt hatte, sehnte er sich nun nach Ruhe, und das Himmelbette schien ganz dazu gemacht, ihm diese zu verschaffen. Er zog sich aus und legte sich hinein, war aber noch nicht völlig eingeschlafen, als vor seinem Fenster die angenehmste Nachtmusik ertönte. Er sprang aus dem Bette um die Musiker zu sehen, die ihre Instrumente so meisterhaft zu behandeln wußten; aber da war Niemand zu sehen. Indeß dauerte die Musik immer fort und der Ritter der sich wieder niedergelegt hatte und recht andächtig zu hörte, schlief endlich darüber ein.



Als er erwachte, sah er auf einem Stuhle neben dem Bette einen schönen seidnen Schlafrock liegen und darunter standen ein paar recht niedliche Pantoffeln von gelbem Saffian. Auf dem Tische, woran gestern der Ritter die herrliche Mahlzeit genossen hatte, stand ein gutes Frühstück und daneben lag ein mit lauter Brillianten besetztes Gewehrgehänge. Die Freude hätte ein Mensch sehen sollen, die der Ritter über das letztere hatte! Er sprang aus dem Bette, lief nach dem Tisch und probierte es über's blanke Hemde an. Je länger er es ansah, desto besser gefiel's ihm. Bald hielt er's nah vor die Augen, um zu sehen ob kein Stein blind wäre, bald aber weit von sich, um sich an den vielen Farben zu weiden, die es spielte, wenn die Sonnen- oder Lichtstrahlen darauf fielen. Kurz, er hatte seinen einzigen Gefallen daran und konnt' es gar nicht wieder aus den Händen legen.

Ende

Endlich aber, wie er es lange genug mit Vergnügen betrachtet hatte, legt' er es doch bey Seite, zog sich an und nahm nun ein gutes Frühstück zu sich. Dann sah er nach seinem Pferde, und wie er fand, daß es diesem eben so wohl gegangen war, wie ihm, macht' er eine kleine Promenade in den Schloßgarten. Schöner war noch nie ein Garten, als dieser. Die Bäume hingen so voll schöner Früchte, daß sie hätten brechen mögen, und die schönsten Blumen verbreiteten den angenehmsten Geruch. Die Alleen waren mit lauter Goldsand bestreut, und allenthalben, wo man hinsah, fiel einem eine Statue vom schönsten Marmor in die Augen. Das Schönste im Garten aber war eine Grotte, die aus lauter Edelsteinen von ungeheurer Größe bestand, die mit puren geschliffenen Quadraten von Rubin und Schmaragd gepflastert war, und in deren Mitte sich ein ziemlich großes, goldnes Bassin befand, dessen Wasser so klar wie Kristall war und einen gar lieblichen Geruch von sich duftete.

Der



Der Ritter stand wie in den Boden gewurzelt, da er dieses alles sah, und wäre gewiß noch eine geraume Zeit so verwunderungsvoll stumm und unbeweglich stehen geblieben, hätte ihn nicht eine Stimme, die ihn beym Namen rufte, aus diesem Traum geweckt. Er sah sich um und suchte zu entdecken wo die Stimme hergekommen seyn möchte, fand aber nicht die geringste Spur von irgend einen Menschen. Schon hatte er sich überredet, es sey bloß eine Täuschung gewesen, als er seinen Namen noch einmal und zwar weit deutlicher, als das erstemal, nennen hörte. Jetzt bemerkt' er, daß der Schall aus dem Bassin kam. Seine Neugier trieb ihn näher hinzu, und siehe, da schwamm ein ausserordentlich schöner Schwan darin, den er bisher noch nicht bemerkt hatte. Nun wußt' er, wie viels geschlagen hatte. Der Schwan ist zuverlässig ein verwünschter Prinz, sagt' er zu sich selbst, der sich auf irgend eine Art an einem Zauberer oder einer Fee vergangen hat, und nun so hart dafür büßen muß.

Der

Der Pallast und dieser Garten gehört ihm, und welcher mich vorhin beym Namen nannte, war kein anderer als dieser Schwan. In dem letzten Stück hatt' er sich auch nicht geirrt, denn kaum war er ans Bassin getreten, so erkundigte sich der Schwan nach seinem Befinden und wie es ihm hier gefalle?

Wie der Ritter Rede und Antwort gegeben und sich eben nicht undeutlich hatte merken lassen, daß er gern noch einige Zeit hier zubringen möchte, fragte ihn der Schwan weiter: ob er nicht Lust hätte, ihm zu dienen?

„Warum nicht?“ versetzte dieser, dem dies sehr gelegen kam: „sag nur, was meine Beschäftigung seyn soll?“

Du hast nichts zu thun, erwiederte der Schwan: als mich Abends in das No. 15 befindliche Bette, und am Morgen wieder hieher zu tragen. Die übrige Zeit kannst du machen



chen was du willst. Vor Essen, Trinken und Kleider brauchst du nicht zu sorgen. Es wird sich immer so viel finden, als du nöthig hast.

Der Ritter nahm mit Freuden diesen Vorschlag an und befand sich neun volle Monate recht wohl im Dienst des Schwans. Allein jetzt stellten sich zuweilen bey ihm trübe Stunden ein, und diese wurden um so häufiger je näher die Zeit herbey kam, wo er wieder heim sollte.

„Was fehlt dir, Ritter Conrad?" sagte eines Morgens der Schwan zu ihm, als er sahe, daß der Ritter ein ziemlich finsteres Gesicht machte: Warum auf einmal so mißmuthig? Gefällt dir's nicht mehr bey mir?

„Ach! warum sollte mir's bey dir nicht gefallen, erwiederte jener mit einem tiefen Seufzer: „Ich habe blos üble Laune und mache ein verdrüßliches Gesicht, wenn ich daran den-

denke, daß ich nun bald wieder fort muß, und zwar unverrichteter Sache fort muß.“

Und wer zwingt dich denn mich zu verlassen? sagte der Schwan. Ich bin vollkommen mit dir zufrieden, wenn du's nun auch mit mir bist, so weiß ich nicht warum du schon fort willst!

„Hätt' ich keinen alten Vater mehr,“ erwiederte der Ritter; „den der Kummer über mein Ausbleiben vor der Zeit in die Grube bringen würde; hinge nicht von meiner baldigen Zurückkunft die Beschleunigung von meiner Brüder Glück ab; so sollte mich nichts bewegen, dich zu verlassen.“

Ja wenn die Umstände so sind, sagte der Schwan: so kann ich dich freilich nicht darum verdenken, wenn du zurückkehrst. Was sagtest du denn aber vorhin, deine üble Laune rührte auch davon her, daß du unverrichter



Sache wieder heimziehen müßtest? Sey offenherzig! vielleicht bin ich im Stande dir zu helfen.

„Was ich suche," versetzte der Ritter: „wirst du mir schwerlich finden helfen können. Die Sache ist diese: mein Vater hat den Stein der Weisen gefunden und es ist nun Streit zwischen mir und meinen noch übrigen zwey Brüdern, wer ihn bekommen soll. Mein Vater hat schon einige Mittel versucht, uns zu vergleichen; aber immer lief sein Bemühen fruchtlos ab. Jetzt kommt es darauf an, wer die schönste Braut heimführt. Soll ich nun nicht mismüthig seyn, da die bestimmte Zeit beynahe vorüber ist, und ich keine Hoffnung habe, den Preis davon zu tragen? Was hilft mirs nun, daß ich die größte Probe von Tapferkeit und den stärksten Beweis von Güte des Herzens ablegte, wenn ich nun den Stein der Weisen, um den wir streiten und der mir schon zweymal zuerkannt worden ist, meinen Brüdern überlassen muß?"

Laß

Laß nur den Muth nicht sinken, sagte der Schwan: noch ist die Zeit nicht ganz abgelaufen, vielleicht findest du, was du suchst, an einem Orte, wo du's am allerwenigsten vermuthest. Indessen geh' in die Gemähldegalerie des Schlosses, und betrachte die linkerhand aufgestellte Frauenzimmer, und wenn du eins darunter findest, von dem du glaubst, daß es das Schönste sey, so komm wieder und sage mir, unter welcher Nummer es sich befindet. Vielleicht kann ich dir dann das Original zu der Copie verschaffen.

Der Ritter verließ den Garten und begab sich in die Galerie. Hier sah er eine Menge Frauenzimmer abgemahlt, wovon immer eins schöner war als das andere; aber alle reichten an Schönheit einer einzigen blendenden Blondine, die ganz am Ende hing, nicht das Wasser. Der Ritter blieb ganz entzückt vor diesem Gemälde stehen und schenkte ihm seine ganze Aufmerksamkeit. Er verwendete kein



Auge davon und mit jedem Blick, den er darauf warf, wurde der Wunsch, das Original davon zu sehen, bey ihm immer heißer und heftiger. Endlich riß er sich mit Gewalt davon los und eilte mit fröhligem Herzen hin zum Schwan, um ihm seine Freude über den Anblick eines leblosen Mädchens, dessen Schönheit ihn ganz bezaubert hatte, mitzutheilen.

Der Schchan, der aus seinem heitern Gesichte las, daß ihm eins unter den abgebildeten Frauenzimmern gefallen haben müsse, fragte ihn: welche von den weiblichen Gestalten solche Wunder habe thun und ihn so plötzlich umändern können?

„O,“ erwiederte der Ritter ganz ausser sich: „wer könnte bey den Reizen einer so himmlischen Blondine ungerührt bleiben? Wer kann noch wählen und Vergleichungen anstellen, wenn man diese gesehen?“

Und

Und von welcher Blondine redest du? fragte der Schwan. Meines Wissens sind ihrer mehrere dort aufgestellt, worunter keine häßlich genennt zu werden verdient.

„Wohl wahr," sagte der Ritter: „Ich habe dort manches Gesicht gesehen, das mich entzückt haben würde, auch so lange ich diese nicht gesehen, entzückt hat; was sind sie aber in Vergleich mit dieser? O, zwischen Tag und Nacht kann kein so großer Unterschied seyn, als zwischen der Schönheit des Engels, dessen lebloses Bild mich in Feuer und Flammen gesetzt hat und zwischen der Schönheit aller übrigen."

Aber unter welcher Nummer ist sie zu finden? fragte der Schwan weiter, dem jetzt viel daran gelegen zu seyn schien, zu wissen, auf welches Gemählde seine Wahl gefallen war.

„Die Schöne, die ich anbete," erwiederte der Ritter: „die aber vielleicht nur im Ge-



hirn des Mahlers existirt hat, heißt, wenn der Name, der unter ihrem Gemählde steht der ihrige ist. Hildegard und ist mit No. 7 bezeichnet.“ —

Nr. 7? fiel ihm der Schwan mit lebhafter Freude ins Wort:

„Ja,“ sagte der Ritter. „O, wenn diese Person wirklich existirte, ich wäre der glücklichste unter allen Menschen! Aber wo ist sie zu finden? Rede! Ich beschwöre dich. Ich will sie aufsuchen, und wenn sie sich in dem entlegensten Winkel der Erde verborgen hielt.“

Sachte, sachte! versetzte der Schwan: nicht so hastig! Erst haben wir mit einander etwas ins Reine zu bringen. Wenn das geschehen ist dann ziehe deiner Herzgeliebten nach, deren Aufenthalt ich dir alsdenn, aber nicht eher, entdecken werde.

Und

Und was wäre das, fragte der Ritter: was wir ins Reine zu bringen hätten? Entdeck' es mir ohne Umschweife: damit ich desto eher meine Reise antreten kann.

„Geduld!" versetzte der Schwan: „du kommst noch immer zur rechten Zeit. Was ich mit dir noch abzuthun habe ist dieses: Du weißt, ich habe dir die Zeit über, die du hier zubrachtest, alles Gute erzeigt, und werd' es auch in Zukunft thun. Ich sage das nicht um dir Vorwürfe zu machen; nein, das wäre unedel gehandelt, und das hat noch Keiner gesagt, den ich hier bewirthete, sondern ich sage das bloß um dich darauf zu führen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten." —

Und wie kann ich das? fragte der Ritter weiter.

„Höre nur weiter," versetzte der Schwan: und unterbrich mich nicht. — Du weißt das Schloß hier liegt mitten in einem Wald, die-

 se



sen nun möcht' ich gern weg haben, und du bist der Mann, dem diese Arbeit aufbehalten ist. Ich weiß wohl, es wird dir unmöglich scheinen; aber laß dich das nicht abschrecken, es muß dir doch gelingen."

Der Ritter, dem das Waldumhauen gar nicht in den Kopf wollte, machte große Augen über den Antrag, den ihm der Schwan that, versprach aber alles zu thun, was in seinen Kräften stände, und wodurch er ihm das Gute, das er ihm erzeigt, nur einigermaßen vergelten könnte.

Der Schwan war mit diesem Versprechen zufrieden und schon den andern Morgen ging der Ritter, mit dem Ranzen, worin er sein Frühstück hatte, auf den Rücken und mit einer Axt auf der Schulter, hinaus in den Wald. Hier setzt' er sich ganz betrübt unter einen Baum und aß sein Frühstück. Wie das verzehrt war, ging er allgemach zu Werke. Nach einigen kräf-

kräftigen Hieben mit der Axt in den Baum, worunter er gesessen hatte, vernahm er ein Knistern und Knastern, das nicht anders anzuhören war, als wenn alle Bäume rund um ihn her zusammenbrechen wollten, und da er sich dadurch nicht stöhren ließ, sondern immer in seiner Arbeit fortfuhr, stürzte bald darauf der ganze Wald mit einem entsetzlichen Krach über den Haufen.

Voller Freuden darüber, daß diese Arbeit so geschwind und leicht von statten gegangen war, kehrte er nun ins Schloß zurück und stattete den Schwan treulichen Bericht ab.

„Du hast deine Sache gut gemacht," sagte dieser: „und ich bin dir dafür vielen Dank schuldig. Aber du hast noch mehr zu thun. Morgen mußt du alles das Holz, das du heute umgehauen hast, auf einen Haufen werfen und einen Scheiterhaufen davon machen."



Dem Ritter dünkte dies noch schwerer; weil aber das heutige Unternehmen so gut abgelaufen war: so glaubte er auch mit dieser Arbeit bald fertig werden zu können. Er sammlete sich heute dazu neue Kräfte und ging den andern Morgen muthig an die Arbeit.

Auch diesesmal liefs besser ab, als er sichs vorgestellt hatte. Die Bäume und Reiser kamen von allen Orten und Enden herbey geflogen und in weniger als einer Stunde lag der ganze Wald auf einem Haufen. Freudig eilte er nun zurück nach dem Schlosse und meldete dem Schwan, daß er mit seiner aufgetragenen Arbeit zu Rande sey.

„Gut, sagte dieser: „ich bin mit dir vollkommen zufrieden. Aber noch hast du nicht alles gethan. Morgen mußt du dein Werk erst krönen. Sobald der Tag grauet, muß du mich dahin tragen, wo du den Scheiterhaufen errichtet hast, diesen anzünden und mich, ich

mag

mag bitten und flehen wie ich will, darauf verbrennen. Läßt du dich durch mein Lamentiren erweichen und reißt mich wieder aus der Flamme: so ist's um uns Beyde geschehen. Bist du aber unerbittlich und beobachtest pünktlich, was ich dir so eben vorgeschrieben habe, so ist uns beyden geholfen."

„Wenn nun alles gethan ist," fuhr der Schwan fort: „und ich und der ganze Wald sind in einen Aschenhaufen verwandelt worden, so wirst du ein wenig weiße Asche finden. Diese sammle sorgfältig und reibe sie, wenn du zu Mittag bey Tische bist, zwischen den Händen so wird sich's zeigen, wozu das alles, was ich dir habe thun lassen, gut gewesen ist. Es hängt also bloß von dir ab, ob du durch ein übel angebrachtes Mitleiden uns Beyde unglücklich, oder durch eine scheinbare Undankbar- und Fühllosigkeit, glücklich machen willst.

So schwer dieses dem Ritter einging, und so wenig er auch einsah, was für Vortheil sie



Beyde aus dem Verbrennen haben könnten: so versprach er doch, alles auf das pünklichste zu befolgen. Allein dieser Tag war ihm einer der betrübtesten, die er auf diesem Schlosse zugebracht hatte. Die niedlichsten Speisen ekelten ihn und eine stete Unruhe ließ ihn nie lange an einem Orte, sondern trieb ihm im ganzen Schloß und Garten umher. Endlich brach die Nacht ein. Er warf sich aufs Bette und hoffte da seine Grillen zu verschlafen. Aber umsonst! Der Schlaf floh ihn und der Tag traf ihn noch wach an.

Je näher die Stunde kam, wo er sein Werk krönen sollte, je bänger wurde ihm. Der Schwan bemerkte seine Unruhe und suchte ihm Muth einzusprechen. Aber alles, was er sagte, war in den Wind geredet. Die Brust ward ihm immer enger und enger und er hätte den Schwan gewiß nimmermehr verbrannt, wenn ihm dieser nicht an die schöne Hildegard erinnert hätte. Auf einmal heiterte

sich

sich sein Gesicht wieder auf und seine Stirn entfaltete sich.

Um die bestimmte Stunde hockte er den Schwan auf und trug ihn zum Scheiterhaufen. Sobald er hier angelangt war, kletterte er mit seiner Bürde hinauf, setzte den Schwan mitten darauf und stieg dann wieder herunter, um ihn anzuzünden. Dies alles that er mit einer Kaltblütigkeit, die sich nicht beschreiben läßt; ja es schien als wenn er, von Natur zur Grausamkeit geboren, an dergleichen barbarischen Handlungen ein Vergnügen fände.

Aber kaum ergriff die lodernde Flamme den Schwan, kaum hörte er sein Winseln und Wehklagen: so bekam er sein Gefühl wieder, welches ihm der Gedanke an die reizende Hildegard beraubt hatte. Es that ihm in der Seele weh, daß er, seines Erachtens, Gutes mit Bösen und Wohlthaten mit Undank belohnen mußte und er war einigemal im Be-

griff

griff, den Schwan wieder aus den Flammen zu reissen; aber allemal fielen ihm der ausdrükliche Befehl des Schwans und die schöne Hildegard ein und so blieb er gegen alles Bitten und Flehen des Schwans taub.

Wie der ganze Holzhaufen und mit ihm der Schwan zu Asche gebrannt war, durchsuchte er diese und fand wirklich, wie ihm der Schwan vorhergesagt hatte, ein Häufchen weisse Asche. Diese sammlete er sorgfältig in ein Papier und eilte damit ins Schloß zurück.

Kaum hatte er sich zu Tisch gesetzt, so fing er auch schon an, diese zwischen den Fingren zu reiben. Er hatte es abernicht lange angetrieben, so öfnete sich die Thür seines Zimmers und eine Dame, die von Kopf bis zum Fuß seiner angebeteten Hildegard glich, trat herein. Sie war in weissen und rosenrothen Atlas gekleidet und hatte eine ganze Karavanne Frauenzimmer, die ihr alle an Schönheit wenig nachgaben,

zum

zum Gefolge. Ihr Gesicht, das ein Mahler nicht schöner hätte mahlen können, ihr schlanker Wuchs und niedlicher Fuß verrückten dem armen Ritter Conrad, der vor Verwunderung erstarrte, beynahe das Gehirn. Es kam ihm so unvermuthet und das Glük, den Gegenstand, den er anbetete, so auf einmal vor sich zu sehen, schien ihm zu groß, als daß er sich sogleich hätte darein finden können.

Hildegard, denn sie war es leibhaftig, sahe aus den wunderlichen Geberden die er machte, wo's ihm fehlte. Sie ging, um ihm aus seiner Verlegenheit zu helfen, auf ihn zu, ergriff ihn bey der Hand und dankte ihm auf das verbindlichste für ihre Erlösung. Sie entdeckte ihm, daß der Schwan, den er vor kurzen verbrannt habe, niemand anders als sie selbst, und die Bäume, woven er den Scheiterhaufen gemacht, nichts anders, als diese ihre Begleiterinnen gewesen wären.

„Mein



hirn des Mahlers existirt hat, heißt, wenn der Name, der unter ihrem Gemählde steht der ihrige ist. Hildegard und ist mit No. 7 bezeichnet.“ —

Nr. 7? fiel ihm der Schwan mit lebhafter Freude ins Wort:

„Ja,“ sagte der Ritter. „O, wenn diese Person wirklich existirte, ich wäre der glücklichste unter allen Menschen! Aber wo ist sie zu finden? Rede! Ich beschwöre dich. Ich will sie aufsuchen, und wenn sie sich in dem entlegensten Winkel der Erde verborgen hielt.“

Sachte, sachte! versetzte der Schwan: nicht so hastig! Erst haben wir mit einander etwas ins Reine zu bringen. Wenn das geschehen ist dann ziehe deiner Herzgeliebten nach, deren Aufenthalt ich dir alsdenn, aber nicht eher, entdecken werde.

Und was wäre das, fragte der Ritter: was wir ins Reine zu bringen hätten? Entdeck' es mir ohne Umschweife: damit ich desto eher meine Reise antreten kann.

„Geduld!“ versetzte der Schwan: „du kommst noch immer zur rechten Zeit. Was ich mit dir noch abzuthun habe ist dieses: Du weißt, ich habe dir die Zeit über, die du hier zubrachtest, alles Gute erzeigt, und werd' es auch in Zukunft thun. Ich sage das nicht um dir Vorwürfe zu machen; nein, das wäre unedel gehandelt, und das hat noch Keiner gesagt, den ich hier bewirthete, sondern ich sage das bloß um dich darauf zu führen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.“ —

Und wie kann ich das? fragte der Ritter weiter.

„Höre nur weiter,“ versetzte der Schwan: und unterbrich mich nicht. — Du weißt das Schloß hier liegt mitten in einem Wald, die-



sen nun möcht' ich gern weg haben, und du bist der Mann, dem diese Arbeit aufbehalten ist. Ich weiß wohl, es wird dir unmöglich scheinen; aber laß dich das nicht abschrecken, es muß dir doch gelingen."

Der Ritter, dem das Waldumhauen gar nicht in den Kopf wollte, machte große Augen über den Antrag, den ihm der Schwan that, versprach aber alles zu thun, was in seinen Kräften stände, und wodurch er ihm das Gute, das er ihm erzeigt, nur einigermaßen vergelten könnte.

Der Schwan war mit diesem Versprechen zufrieden und schon den andern Morgen ging der Ritter, mit dem Ranzen, worin er sein Frühstück hatte, auf den Rücken und mit einer Axt auf der Schulter, hinaus in den Wald. Hier setzt' er sich ganz betrübt unter einen Baum und aß sein Frühstück. Wie das verzehrt war, ging er allgemach zu Werke. Nach einigen

kräf=

kräftigen Hieben mit der Axt in den Baum, worunter er gesessen hatte, vernahm er ein Knistern und Knastern, das nicht anders anzuhören war, als wenn alle Bäume rund um ihn her zusammenbrechen wollten, und da er sich dadurch nicht stöhren ließ, sondern immer in seiner Arbeit fortfuhr, stürzte bald darauf der ganze Wald mit einem entsetzlichen Krach über den Haufen.

Voller Freuden darüber, daß diese Arbeit so geschwind und leicht von statten gegangen war, kehrte er nun ins Schloß zurück und stattete den Schwan treulichen Bericht ab.

„Du hast deine Sache gut gemacht," sagte dieser: „und ich bin dir dafür vielen Dank schuldig. Aber du hast noch mehr zu thun. Morgen mußt du alles das Holz, das du heute umgehauen hast, auf einen Haufen werfen und einen Scheiterhaufen davon machen."



Dem Ritter dünkte dies noch schwerer; weil aber das heutige Unternehmen so gut abgelaufen war: so glaubte er auch mit dieser Arbeit bald fertig werden zu können. Er sammlete sich heute dazu neue Kräfte und ging den andern Morgen muthig an die Arbeit.

Auch diesesmal liefs besser ab, als er sichs vorgestellt hatte. Die Bäume und Reiser kamen von allen Orten und Enden herbey geflogen und in weniger als einer Stunde lag der ganze Wald auf einem Haufen. Freudig eilte er nun zurück nach dem Schlosse und meldete dem Schwan, daß er mit seiner aufgetragenen Arbeit zu Rande sey.

„Gut, sagte dieser: „ich bin mit dir vollkommen zufrieden. Aber noch hast du nicht alles gethan. Morgen mußt du dein Werk erst krönen. Sobald der Tag grauet, muß du mich dahin tragen, wo du den Scheiterhaufen errichtet hast, diesen anzünden und mich, ich

mag

mag bitten und flehen wie ich will, darauf verbrennen. Läßt du dich durch mein Lamentiren erweichen und reißt mich wieder aus der Flamme: so ist's um uns Beyde geschehen. Bist du aber unerbittlich und beobachtest pünktlich, was ich dir so eben vorgeschrieben habe, so ist uns beyden geholfen."

„Wenn nun alles gethan ist," fuhr der Schwan fort: „und ich und der ganze Wald sind in einen Aschenhaufen verwandelt worden, so wirst du ein wenig weiße Asche finden. Diese sammle sorgfältig und reibe sie, wenn du zu Mittag bey Tische bist, zwischen den Händen so wird sich's zeigen, wozu das alles, was ich dir habe thun lassen, gut gewesen ist. Es hängt also bloß von dir ab, ob du durch ein übel angebrachtes Mitleiden uns Beyde unglücklich, oder durch eine scheinbare Undankbar- und Fühllosigkeit, glücklich machen willst.

So schwer dieses dem Ritter einging, und so wenig er auch einsah, was für Vortheil sie

Bey-



Beyde aus dem Verbrennen haben könnten: so versprach er doch, alles auf das pünklichste zu befolgen. Allein dieser Tag war ihm einer der betrübtesten, die er auf diesem Schlosse zugebracht hatte. Die niedlichsten Speisen ekelten ihn und eine stete Unruhe ließ ihn nie lange an einem Orte, sondern trieb ihm im ganzen Schloß und Garten umher. Endlich brach die Nacht ein. Er warf sich aufs Bette und hoffte da seine Grillen zu verschlafen. Aber umsonst! Der Schlaf floh ihn und der Tag traf ihn noch wach an.

Je näher die Stunde kam, wo er sein Werk krönen sollte, je bänger wurde ihm. Der Schwan bemerkte seine Unruhe und suchte ihm Muth einzusprechen. Aber alles, was er sagte, war in den Wind geredet. Die Brust ward ihm immer enger und enger und er hätte den Schwan gewiß nimmermehr verbrannt, wenn ihm dieser nicht an die schöne Hildegard erinnert hätte. Auf einmal heiterte

sich

sich sein Gesicht wieder auf und seine Stirn entfaltete sich.

Um die bestimmte Stunde hockte er den Schwan auf und trug ihn zum Scheiterhaufen. Sobald er hier angelangt war, kletterte er mit seiner Bürde hinauf, setzte den Schwan mitten darauf und stieg dann wieder herunter, um ihn anzuzünden. Dies alles that er mit einer Kaltblütigkeit, die sich nicht beschreiben läßt; ja es schien als wenn er, von Natur zur Grausamkeit geboren, an dergleichen barbarischen Handlungen ein Vergnügen fände.

Aber kaum ergriff die lodernde Flamme den Schwan, kaum hörte er sein Winseln und Wehklagen: so bekam er sein Gefühl wieder, welches ihm der Gedanke an die reizende Hildegard beraubt hatte. Es that ihm in der Seele weh, daß er, seines Erachtens, Gutes mit Bösen und Wohlthaten mit Undank belohnen mußte und er war einigemal im Be-

griff

griff, den Schwan wieder aus den Flammen zu reissen; aber allemal fielen ihm der ausdrükliche Befehl des Schwans und die schöne Hildegard ein und so blieb er gegen alles Bitten und Flehen des Schwans taub.

Wie der ganze Holzhaufen und mit ihm der Schwan zu Asche gebrannt war, durchsuchte er diese und fand wirklich, wie ihm der Schwan vorhergesagt hatte, ein Häufchen weisse Asche. Diese sammlete er sorgfältig in ein Papier und eilte damit ins Schloß zurück.

Kaum hatte er sich zu Tisch gesetzt, so fing er auch schon an, diese zwischen den Fingren zu reiben. Er hatte es abernicht lange angetrieben, so öfnete sich die Thür seines Zimmers und eine Dame, die von Kopf bis zum Fuß seiner angebeteten Hildegard glich, trat herein. Sie war in weissen und rosenrothen Atlas gekleidet und hatte eine ganze Karavanne Frauenzimmer, die ihr alle an Schönheit wenig nachgaben,

zum

zum Gefolge. Ihr Gesicht, das ein Mahler nicht schöner hätte mahlen können, ihr schlanker Wuchs und niedlicher Fuß verrückten dem armen Ritter Conrad, der vor Verwunderung erstarrte, beynahe das Gehirn. Es kam ihm so unvermuthet und das Glük, den Gegenstand, den er anbetete, so auf einmal vor sich zu sehen, schien ihm zu groß, als daß er sich sogleich hätte darein finden können.

Hildegard, denn sie war es leibhaftig, sahe aus den wunderlichen Geberden die er machte, wo's ihm fehlte. Sie ging, um ihm aus seiner Verlegenheit zu helfen, auf ihn zu, ergriff ihn bey der Hand und dankte ihm auf das verbindlichste für ihre Erlösung. Sie entdeckte ihm, daß der Schwan, den er vor kurzen verbrannt habe, niemand anders als sie selbst, und die Bäume, woven er den Scheiterhaufen gemacht, nichts anders, als diese ihre Begleiterinnen gewesen wären.

„Mein



„Mein Gemahl," fuhr sie fort: „verbannte mich, aus ungegründeter Eifersucht, mit den Damen, die Ihr hier seht, in dieses einsame Schloß und gestattete keiner Mannsperson, meine Bedienten ausgenommen, die ihm aber alle mit besonderer Treue zugethan waren, und wenn es mein Bruder gewesen wäre, den Zutritt in dasselbe. Er besuchte mich oft, ließ mich aber nie, in der Meinung mich vielleicht einmal zu überraschen und einen ungebetenen Gast bey mir zu finden, seine Ankunft vorher wissen."

„Diese sklavische Behandlung, die ich gar nicht verdient hatte, verdroß mich und ich beschwerte mich deswegen schriftlich bey meinen Vater. Aber dieser Schritt gereichte mir in der Folge zum Verderben. Einstmals saß ich eben am Pulte und schrieb wieder einen wehmüthigen Brief an ihn, als mein Gemahl mich zu besuchen kam. Er kam mir unvermuthet über den Hals und ließ mir nicht Zeit,

den

den beynahe fertigen Brief zu verbergen. Gleichwohl hatte ich Ursach, weil seiner eben nicht zum Besten darin gedacht, ihn sorgfältig vor ihm zu verbergen. Ich schob ihn daher, wie ich ihn auf mein Zimmer zugepoltert kommen hörte, geschwind in den Busen, gerieth aber über diese Ueberraschung so in Verwirrung, daß, wär' er auch nicht die Hälfte so argwöhnisch gewesen, als er es wirklich war, er sie doch hätte gewahr werden und eben nichts Vortheilhaftes für sich daraus schließen müssen. Weil er die von Dinte noch nasse Feder und Papier noch vor mir liegen sah, fiel er gleich auf den Gedanken, daß ich geschrieben hatte, und meine Verlegenheit schien ihm deutlich genug zu sagen; daß der Brief nicht an ihn wäre und auch keine gleichgültigen Dinge enthalten könnte. Er glaubte nichts gewisser, als daß er an einen ihm unbekannten Nebenbuhler sey und drang daher auf die Aushändigung desselben. Allein ich legte mich, ohngeachtet der Schein gegen mich war, auf's Leugnen



und versicherte, daß ich eben im Begriff gewesen wäre, an ihn zu schreiben."

„Statt daß ihn dieses hätte beruhigen sollen, bracht' es ihn auf. Er drang ungestümer in mich, und wollte nun mit Gewalt erzwingen, was er in Güte zu erhalten nicht hoffen konnte. Aber damit macht' er das Uebel ärger. Es verdroß mich, daß er mich so sehr erniedrigte und das Blut trat mir ins Gesicht. Ich verwies ihm sein ungebührliches Unternehmen mit harten Worten und verwünschte, in der ersten Aufwallung meines Zorns, den Tag unsrer Verlobung.

Hierüber ward er wüthend. Er sprang auf mich zu und hätte mich gewiß auf der Stelle mit eigner Hand erwürgt, wenn nicht meine Hofdamen, die in der Nähe waren und den Lärm gehört hatten, mir zu helfen herbeygesprungen wären und ihn mit Gewalt von mir weggerissen hä ten. Als er sah, daß er seine Rache schwerlich würde befriedigen können, verließ er eilig das Zimmer, und suchte auf eine

an=

andere Art seine vermeyntlich beleidigte Ehre zu rächen.

Er war der größte Zauberer seiner Zeit, und so ward es ihm leicht, mich in einen Schwan und meine Gesellschafterinnen, die er sammt und sonders für Betrügerinnen hielt, die mit mir unter einer Decke steckten, für ihre zu grosse Dienstfertigkeit in Bäume zu verwandeln. In dieser Gestalt hab' ich nun dreyhundert Jahre vergeblich nach Erlösung geseufzt und müßte vielleicht noch eben so lange schmachten, wenn Euch, edler Ritter, nicht ein glückliches Gestirn zu meiner Errettung hieher geführt hätte.

Hier schwieg die Prinzessin Hildegard und der Ritter, der bisher voller Verwunderung zugehört und sich wieder etwas von seiner Bestürzung erholt hatte, dankte ihr auf das verbindlichste für die Mittheilung ihrer Geschichte, und bewillkommte sodann seine Gäste. Da das Zimmer aber zu klein war, um die Menschen alle zu fassen, so führte er sie in den grossen Saal, der Raum genug hatte, eine drey-



mal größere Gesellschaft aufzunehmen. Hier setzte ihn ein neuer Anblik in die größte Verwunderung. In der Mitte des Saals stand eine große, lange gedeckte Tafel mit den niedlichsten Speisen besetzt und hinter jedem Stuhl ein schön gepuderter Bedienter, in reich mit Gold besetzter Livrey. Kurz es sah da aus, wie auf einem königlichen Schlosse, an einem großen Galatage, und es lief auch alles so wider einander. Nur bestand hier die ganze Gesellschaft, den Ritter und die Dienerschaft ausgenommen, aus lauter Frauenzimmern.

Man setzte sich zu Tische und ließ sich's recht wohl schmecken. Nur dem Ritter wollt's nicht recht munden. Er hatte soviel nach der schönen Hildegard, die gleich neben ihm saß, zu sehen, daß er darüber Essen und Trinken vergaß. Tausendmal wollt' er ihr seine Liebe, die sie natürlich schon wußte, entdecken; aber allemal starb ihm das Wort auf der Zunge. Endlich konnte Hildegard den Jammer nicht mehr mit ansehen. Sie kam ihm halben Weges

ges entgegen, und machte hierdurch seiner Quaal ein Ende. Nun ging's erst lustig zu. Es wurden Gesundheiten getrunken und die Damen, denen die Freude und der Wein ein wenig in den Kopf gestiegen waren, wurden so laut, daß man sein eigen Wort nicht mehr hörte.

Nach der Tafel begab man sich in den Garten. Hier fand der Ritter unter einem Pavillon die Musiker, die ihm die schöne Nachtmusik gebracht hatten. Die Damen spielten, um sich wieder Appetit zu machen, Haschemännchen; aber der Ritter und sein Liebchen, die sich so mancherley zu sagen hatten, setzten sich ganz allein in eine dunkle Laube.

Sie scherzten und tändelten hier so lange, daß die Nacht hereinbrach, eh' sie sich's versahen. Der Abend war zu schön, als daß sie ihn im Schlosse hätten zubringen sollen. Hildegard befahl daher, das Essen in den Garten zu bringen und in weniger als einer halben Stunde war in dem großen Pavillon, der auf lauter Marmorsäulen ruhte, die Tafel serviert.

Rund umher hingen kristallene Wandleuchter und in der Mitte des Pavillons, schwebte an einer seidnen Schnur gerade über der Tafel ein kristallner Kronleuchter.

Während es der Gesellschaft unter dem Schall einer angenehmen Tafelmusik wohl schmeckte, ließ sich's der Gärtner, der mit einer Illumination des Gartens der Gesellschaft eine unverhofte Freude machen wollte, mit seinen Gesellen blutsauer werden. Er tummelte sich, was er nur konnte, damit er noch vor aufgehobener Tafel fertig würde, und nahm sich nicht so viel Zeit, daß er nur den Schweis von der Stirn gewischt hätte, der ihn stromweise über die Backen rann. Eben hatte er das letzte Lämpchen angezündet, als die Gesellschaft sich von der Tafel erhob. — Die ganze Allee, an deren Ende der Pavillon stand, war mit lauter bunten Lämpchen erleuchtet, und am Ende derselben sah man die Namen der schönen Hildegard und ihres Ritters brennen. Darunter stand die Prinzessin in Lebensgröße auf

getränk-

getränktes Papier gemahlt und neben ihr der Ritter Conrad. Erstre hielt einen abgedrückten Bogen, womit sie, wie aus ihrer Stellung und der Richtung des Gesichts zu schließen war, nach Letztern, der rückwärts an einen Baum lehnte, geschossen hatte, und dem der Pfeil mitten in der Brust stack.

Man errieth leicht, was der Pfeil und der Bogen zu bedeuten hatten und Alle beklatschten den guten Einfall des Gärtners, den er selbst gehabt und, weil er in seiner Jugend hatte zeichnen lernen, so gut als es in der Eil geschehen konnte, auch selbst ausgeführt hatte. Er wurde von der Prinzessin reichlich beschenkt und erhielt von allen Anwesenden wegen seiner Aufmerksamkeit und vor das gemachte Vergnügen, Lobeserhebungen.

Die Gesellschaft blieb bis gegen Mitternacht im Garten, dann aber verlor sich immer eins nach dem andern. Am Ende war der Ritter und sein Liebchen mit den Bedienten welche die Jour hatten noch ganz allein darin,

 der

der Wohlstand nöthigte sie daher auch aufzubrechen. Der Ritter begleitete die Prinzessin bis vor ihr Zimmer, dann empfahl er sich und verfügte sich zu Bette.

Den andern Morgen würde beschlossen, nach der Mittagstafel sich auf die Reise nach des Ritters Heimat zu begeben. Der Mittag rückte herbey und man eilte zur Tafel. Diese dauerte diesmal weit kürzer als gestern, damit man noch vor Abends bis in die Burg des Ritters Huldrich käme, der ein Bundesgenosse von Conrads Vater und diesem mit Freundschaft ergeben war. Hier wollten sie übernachten und dann den folgenden Morgen vollends nach Conrads Heimat reisen.

Sobald also die Tafel aufgehoben war, führte Ritter Conrad die Prinzessin zum Wagen, der mit sechs Pferden bespannt war, hob sie hinein und setzte sich flugs neben sie. Der Kutscher hieb in die Pferde und der Wagen rollte rasch vorwärts. Beyden wurde die Zeit gar nicht lang und sie glaubten kaum ausgefahren zu seyn, als der Wagen schon wieder hielt,

und

und Ritter Huldrich, der schon von ihrer Ankunft benachrichtigt war, vor dem Schlage erschien und bey ihm mit Hausmannskost vorlieb zu nehmen bat.

Sie stiegen aus und wurden aufs Beste bewirthet. Den andern Tag setzten sie ihre Reise fort und erreichten noch bey guter Zeit die Burg, wo Conrads Vater hauste. Letztrer hatte auf die Nachricht des Thurmwächters, daß eine ganze Suite über und über bepackter Kutschen auf die Burg zugerollt käme, die Zugbrücke fallen lassen und war selbst hinaus vor die Burg gegangen um den Fremden eine Herberge anzubieten. Aber wie groß war nicht seine Freude, als er in der vordersten Kutsche seinen Sohn und neben ihm eine bildschöne Dame erblickte! Er empfieng beyde mit offnen Armen, drückte sie fest an seine Brust und vergaß vor Freuden seine übrigen Gäste zu bewillkommen.

Auch Erich und Gundrich hatten eine ausserordentliche Freude, daß sie ihren Bruder,

„Mein Gemahl," fuhr sie fort: „verbannte mich, aus ungegründeter Eifersucht, mit den Damen, die Ihr hier seht, in dieses einsame Schloß und gestattete keiner Mannsperson, meine Bedienten ausgenommen, die ihm aber alle mit besonderer Treue zugethan waren, und wenn es mein Bruder gewesen wäre, den Zutritt in dasselbe. Er besuchte mich oft, ließ mich aber nie, in der Meinung mich vielleicht einmal zu überraschen und einen ungebetenen Gast bey mir zu finden, seine Ankunft vorher wissen."

„Diese sklavische Behandlung, die ich gar nicht verdient hatte, verdroß mich und ich beschwerte mich deswegen schriftlich bey meinem Vater. Aber dieser Schritt gereichte mir in der Folge zum Verderben. Einstmals saß ich eben am Pulte und schrieb wieder einen wehmüthigen Brief an ihn, als mein Gemahl mich zu besuchen kam. Er kam mir unvermuthet über den Hals und ließ mir nicht Zeit,

den

den beynahe fertigen Brief zu verbergen. Gleich wohl hatte ich Ursach, weil seiner eben nicht zum Besten darin gedacht, ihn sorgfältig vor ihm zu verbergen. Ich schob ihn daher, wie ich ihn auf mein Zimmer zugepoltert kommen hörte, geschwind in den Busen, gerieth aber über diese Ueberraschung so in Verwirrung, daß, wär' er auch nicht die Hälfte so argwöhnisch gewesen, als er es wirklich war, er sie doch hätte gewahr werden und eben nichts Vortheilhaftes für sich daraus schließen müssen. Weil er die von Dinte noch nasse Feder und Papier noch vor mir liegen sah, fiel er gleich auf den Gedanken, daß ich geschrieben hatte, und meine Verlegenheit schien ihm deutlich genug zu sagen; daß der Brief nicht an ihn wäre und auch keine gleichgültigen Dinge enthalten könnte. Er glaubte nichts gewisser, als daß er an einen ihm unbekannten Nebenbuhler sey und drang daher auf die Aushändigung desselben. Allein ich legte mich, ohngeachtet der Schein gegen mich war, auf's Leugnen

und versicherte, daß ich eben im Begriff gewesen wäre, an ihn zu schreiben.“

„Statt daß ihn dieses hätte beruhigen sollen, bracht' es ihn auf. Er drang ungestümer in mich, und wollte nun mit Gewalt erzwingen, was er in Güte zu erhalten nicht hoffen konnte. Aber damit macht' er das Uebel ärger. Es verdroß mich, daß er mich so sehr erniedrigte und das Blut trat mir ins Gesicht. Ich verwies ihm sein ungebührliches Unternehmen mit harten Worten und verwünschte, in der ersten Aufwallung meines Zorns, den Tag unsrer Verlobung.

Hierüber ward er wüthend. Er sprang auf mich zu und hätte mich gewiß auf der Stelle mit eigner Hand erwürgt, wenn nicht meine Hofdamen, die in der Nähe wären und den Lärm gehört hatten, mir zu helfen herbeygesprungen wären und ihn mit Gewalt von mir weggerissen hä ten. Als er sah, daß er seine Rache schwerlich würde befriedigen können, verließ er eilig das Zimmer, und suchte auf eine

an-

andere Art seine vermeyntlich beleidigte Ehre zu rächen.

Er war der größte Zauberer seiner Zeit, und so ward es ihm leicht, mich in einen Schwan und meine Gesellschafterinnen, die er sammt und sonders für Betrügerinnen hielt, die mit mir unter einer Decke steckten, für ihre zu grosse Dienstfertigkeit in Bäume zu verwandeln. In dieser Gestalt hab' ich nun dreyhundert Jahre vergeblich nach Erlösung geseufzt und müßte vielleicht noch eben so lange schmachten, wenn Euch, edler Ritter, nicht ein glückliches Gestirn zu meiner Errettung hieher geführt hätte.

Hier schwieg die Prinzessin Hildegard und der Ritter, der bisher voller Verwunderung zugehört und sich wieder etwas von seiner Bestürzung erholt hatte, dankte ihr auf das verbindlichste für die Mittheilung ihrer Geschichte, und bewillkommte sodann seine Gäste. Da das Zimmer aber zu klein war, um die Menschen alle zu fassen, so führte er sie in den grossen Saal, der Raum genug hatte, eine drey-

 mal

mal größere Gesellschaft aufzunehmen. Hier setzte ihn ein neuer Anblik in die größte Verwunderung. In der Mitte des Saals stand eine große, lange gedeckte Tafel mit den niedlichsten Speisen besezt und hinter jedem Stuhl ein schön gepuderter Bedienter, in reich mit Gold besezter Livrey. Kurz es sah da aus, wie auf einem königlichen Schlosse, an einem großen Galatage, und es lief auch alles so wider einander. Nur bestand hier die ganze Gesellschaft, den Ritter und die Dienerschaft ausgenommen, aus lauter Frauenzimmern.

Man sezte sich zu Tische und ließ sich's recht wohl schmecken. Nur dem Ritter wollt's nicht recht munden. Er hatte soviel nach der schönen Hildegard, die gleich neben ihm saß, zu sehen, daß er darüber Essen und Trinken vergaß. Tausendmal wollt' er ihr seine Liebe, die sie natürlich schon wußte, entdecken; aber allemal starb ihm das Wort auf der Zunge. Endlich konnte Hildegard den Jammer nicht mehr mit ansehen. Sie kam ihm halben Weges

ges entgegen, und machte hierdurch seiner Qual ein Ende. Nun ging's erst lustig zu. Es wurden Gesundheiten getrunken und die Damen, denen die Freude und der Wein ein wenig in den Kopf gestiegen waren, wurden so laut, daß man sein eigen Wort nicht mehr hörte.

Nach der Tafel begab man sich in den Garten. Hier fand der Ritter unter einem Pavillon die Musiker, die ihm die schöne Nachtmusik gebracht hatten. Die Damen spielten, um sich wieder Appetit zu machen, Haschemännchen; aber der Ritter und sein Liebchen, die sich so mancherley zu sagen hatten, setzten sich ganz allein in eine dunkle Laube.

Sie scherzten und tändelten hier so lange, daß die Nacht hereinbrach, eh' sie sich's versahen. Der Abend war zu schön, als daß sie ihn im Schlosse hätten zubringen sollen. Hildegard befahl daher, das Essen in den Garten zu bringen und in weniger als einer halben Stunde war in dem großen Pavillon, der auf lauter Marmorsäulen ruhte, die Tafel serviert.



Rund umher hingen kristallene Wandleuchter und in der Mitte des Pavillons, schwebte an einer seidnen Schnur gerade über der Tafel ein kristallner Kronleuchter.

Während es der Gesellschaft unter dem Schall einer angenehmen Tafelmusik wohl schmeckte, ließ sich's der Gärtner, der mit einer Illumination des Gartens der Gesellschaft eine unverhofte Freude machen wollte, mit seinen Gesellen blutsauer werden. Er tummelte sich, was er nur konnte, damit er noch vor aufgehobener Tafel fertig würde, und nahm sich nicht so viel Zeit, daß er nur den Schweis von der Stirn gewischt hätte, der ihn stromweise über die Backen rann. Eben hatte er das letzte Lämpchen angezündet, als die Gesellschaft sich von der Tafel erhob. Die ganze Allee, an deren Ende der Pavillon stand, war mit lauter bunten Lämpchen erleuchtet, und am Ende derselben sah man die Namen der schönen Hildegard und ihres Ritters brennen. Darunter stand die Prinzessin in Lebensgröße auf

getränk-

getränktes Papier gemahlt und neben ihr der Ritter Conrad. Erstre hielt einen abgedrückten Bogen, womit sie, wie aus ihrer Stellung und der Richtung des Gesichts zu schließen war, nach Letztern, der rückwärts an einen Baum lehnte, geschossen hatte, und dem der Pfeil mitten in der Brust stack.

Man errieth leicht, was der Pfeil und der Bogen zu bedeuten hatten und Alle beklatschten den guten Einfall des Gärtners, den er selbst gehabt und, weil er in seiner Jugend hatte zeichnen lernen, so gut als es in der Eil geschehen konnte, auch selbst ausgeführt hatte. Er wurde von der Prinzessin reichlich beschenkt und erhielt von allen Anwesenden wegen seiner Aufmerksamkeit und vor das gemachte Vergnügen, Lobeserhebungen.

Die Gesellschaft blieb bis gegen Mitternacht im Garten, dann aber verlor sich immer eins nach dem andern. Am Ende war der Ritter und sein Liebchen mit den Bedienten welche die Jour hatten noch ganz allein darin,

der Wohlstand nöthigte sie daher auch aufzubrechen. Der Ritter begleitete die Prinzessin bis vor ihr Zimmer, dann empfahl er sich und verfügte sich zu Bette.

Den andern Morgen wurde beschlossen, nach der Mittagstafel sich auf die Reise nach des Ritters Heimat zu begeben. Der Mittag rückte herbey und man eilte zur Tafel. Diese dauerte diesmal weit kürzer als gestern, damit man noch vor Abends bis in die Burg des Ritters Huldrich käme, der ein Bundesgenosse von Conrads Vater und diesem mit Freundschaft ergeben war. Hier wollten sie übernachten und dann den folgenden Morgen vollends nach Conrads Heimat reisen.

Sobald also die Tafel aufgehoben war, führte Ritter Conrad die Prinzessin zum Wagen, der mit sechs Pferden bespannt war, hob sie hinein und setzte sich flugs neben sie. Der Kutscher hieb in die Pferde und der Wagen rollte rasch vorwärts. Beyden wurde die Zeit gar nicht lang und sie glaubten kaum ausgefahren zu seyn, als der Wagen schon wieder hielt,

und

und Ritter Huldrich, der schon von ihrer Ankunft benachrichtigt war, vor dem Schlage erschien und bey ihm mit Hausmannskost vorlieb zu nehmen bat.

Sie stiegen aus und wurden aufs Beste bewirthet. Den andern Tag setzten sie ihre Reise fort und erreichten noch bey guter Zeit die Burg, wo Conrads Vater hauste. Letztrer hatte auf die Nachricht des Thurmwächters, daß eine ganze Suite über und über bepackter Kutschen auf die Burg zugerollt käme, die Zugbrücke fallen lassen und war selbst hinaus vor die Burg gegangen um den Fremden eine Herberge anzubieten. Aber wie groß war nicht seine Freude, als er in der vordersten Kutsche seinen Sohn und neben ihm eine bildschöne Dame erblickte! Er empfieng beyde mit offnen Armen, drückte sie fest an seine Brust und vergaß vor Freuden seine übrigen Gäste zu bewillkommen.

Auch Erich und Gundrich hatten eine ausserordentliche Freude, daß sie ihren Bruder,



von dem ein falsches Gerücht ergangen war, als sey er unterweges ermordet worden, gesund und wohl wieder sahen, ob sie schon sich gestehen mußten, daß Hildegard ihre Verlobten an Schönheit weit übertraf und daß Conrad den Stein der Weisen verdiente. Sie machten ihm auch den Besitz desselben nicht weiter streitig, sondern überließen ihm denselben gern und willig.

Kurz, der Tag seiner Zurückkunft war Allen ein Tag der Freude. Das beste Mutterfäßchen, daß der alte Graukopf im Keller hatte, wurde heute angezapft und der beste Truthan und Stier mußte heute dran, die Gäste damit zu bewirthen.

Acht volle Tage lebte man hier in Saus und Schmaus und erst am neunten wurde Anstalt zum Aufbruch gemacht. Die Vermählung der drey Brüder sollte auf einen Tag vor sich gehen und Hildegard hatte — weil doch ihres Schwiegervaters Burg nicht geräumig genug war, all die Gäste, die noch gebeten werden

muß

mußten, zu beherbergen, — sich ausgebeten, daß dieses dreyfache Fest auf ihrem Schlosse gefeyert werden möchte. Mit Freuden hatte man ihren Vorschlag angenommen und man begab sich jetzt dahin auf den Weg.

Hier fand man schon alles auf den Empfang so vieler Gäste in Bereitschaft und das Fest nahm, wie alle Gäste bey einander waren, seinen Anfang. Nachdem jeder von den drey Brüdern sein Liebchen zur Kirche geführt hatte, ging es an ein Schmausen, Tanzen und Lermen, und das Leben dauerte acht ganzer Tage. Alsdenn aber schlich sich immer ein Gast nach dem andern fort in seine Klause, und es blieb am Ende niemand mehr übrig, als der Vater mit seinen drey Söhnen und Schwiegertöchtern. Endlich machten auch diese sich auf den Weg.

Die drey Weiberchen liebten sich, wo möglich, wie Schwestern und ihre Männer waren von jeher ein Herz und eine Seele gewesen. Was Wunder also, wenn Allen der

Ab-



Abschied sauer fiel? da es aber doch geschieden seyn mußte, so suchten sie sich so gut zu trösten, als sie konnten. Sie versprachen einander oft zu besuchen, und hielten auch in der Folge treulich Wort.

Nie störte der Geist der Zwietracht die Ruhe und Einigkeit dieser Familie, und Haß und Misgunst waren ihr unbekannte Laster. Zufriedenheit mit dem, was ein jeder hatte, sah er des andern Glück nicht mit neidischen Augen an und uneigennützig arbeitete jedes einzelne Glied nicht bloß zu seinem Vortheil, sondern zum Besten der ganzen Familie.

III. Trud=

III.

Trudchen,

oder:

eine Liebe ist der andern werth.

In einer großen Stadt, ich glaube es war Paris, lebte einmal ein reicher, reicher Kaufmann. Dieser hatte drey Söhne. Zwey davon waren erzlose Schelme, die allen Leuten, wo sie nur konnten und wußten, Schabernack anthaten; aber der dritte war ein artiger Mensch und ging immer vor sich allein; deswegen konnten ihm auch die beyden erstern nicht leiden. Sie thaten ihm allen Schimpf und Dampf an und trieben das Ding so arg, daß endlich dem jungen Menschen der Geduldsfaden riß. Er nahm sein Erbtheil — denn der Vater war zu jener Zeit schon todt — zog in einen Wald und wurde ein Einsiedler. Er bauete sich da eine hübsche Wohnung und legte einen so schönen Garten an, daß man weit und breit seines Gleichen nicht fand. Hier lebte er ganz für sich und befand sich bey dieser Lebensart so glücklich wie ein Prinz, denn niemand beneidete ihn.

Einst

Einstmals wurde der König tödtlich krank und die Aerzte gaben ihm schon völlig verloren. Da träumte ihm drey Nächte hintereinander: wenn er frische Feigen äße, so würde er wieder gesund.

Der König, der nicht so ein gottloser Freygeist war, deren es heut zu Tage leider! so viele giebt, war nicht der Meynung, daß alle Träume, sie mögen auch so bedenklich seyn, als sie wollen und eintreffen oder nicht, für bloße Hirngespinste zu achten, die weiter von der Gotteswelt nichts zu bedeuten hätten. Er hatte in seinem kleinen Finger mehr Religion, als alle diese superklugen Leutchen, die sich weiser dünken als die Alten, aus deren Büchern sie doch erst das, was sie wissen, gelernt haben, und war fest überzeugt, daß sein allerdings bedenklicher Traum in Erfüllung gehen würde, wenn er ihn nur befolgen und Feigen essen könnte. Aber wo die hernehmen? Es war zu einer Jahrszeit, wo's keine gab und man hatte bereits schon weit und breit herum

geschickt,

geschickt, aber nirgend keine bekommen können. Endlich machte der König noch den letzten Versuch, und ließ öffentlich ausrufen: daß derjenige, der ihm frische Feigen bringen würde, seine Tochter bekommen sollte.

Als das die beyden Kaufmannssöhne hörten fiel ihnen sogleich ihr Bruder ein. Sie hatten gehört, daß er so einen schönen Garten hätte und setzten sich fest vor, zu ihm zu gehen und zu sehen, ob er nicht vielleicht frische Feigen hätte; aber keiner ließ sich, aus Furcht der andere möchte ihm zuvorkommen und ihm die Prinzessin wegschnappen, gegen den andern etwas merken.

Sobald den andern Tag der Himmel grauete machte sich der Aelteste aus den Federn und lief hast du nicht gesehen! nach dem Walde zu worinn sein Bruder wohnte. Er stellte sich ausserordentlich freundlich gegen ihn, und bereuete es tausendmal, daß er ihm zuviel gethan hätte. Kurz, er machte seine Sache so gut, daß der Einsiedler, der von jedermann



gut dachte, wirklich glaubte, er wäre blos gekommen, sich mit ihm auszusöhnen. Er hatte eine ausserordentliche Freude darüber und bewirthete seinen Bruder so gut er konnte. Endlich zeigte er ihm alle seine Haabseligkeiten und zuletzt seinen Garten.

Sein Bruder sah sich allenthalben nach Feigenbäumen um, und fand endlich in einem kleinen Orangeriehause einige, woran die schönsten reifen Feigen hingen. „Ey," sagte er zu seinem Bruder, und das Herz hüpfte ihm vor Freuden: „das ist ja jetzt was sehr rares! Willst du wohl erlauben, daß ich mir einige mitnehmen darf?" Der schlaue Fuchs sagte nicht, wozu er sie haben wollte: denn er befürchtete, sein Bruder möchte sie ihm alsdenn abschlagen und sie selbst zum Könige tragen.

Recht gern, versetzte der Einsiedler: nimm so viel wie du willst; denn mir sind sie so unnütz.

Nun hätte ein Mensch sehen sollen, wie begierig jener über die Feigen herfuhr. Er

sackte

sackte das ganze Schnupftuch voll, nahm sodann Abschied und ging seiner Wege. Unterwegs begegnete ihm ein alter Mann mit einem eisgrauenkopfe und gebeugten Nacken. Dieser fragte ihn: wo er so eilig hin wolle?

„Was hast du darnach zu fragen, alter Kautz?“ versetzte der Kaufmannssohn ganz schnippisch.

J nu, sagte der arme alte Mann ganz gelassen: Fragen hat man ja umsonst. Ich hab's ja nicht böse gemeynt. Da, mein Sohn, fuhr er fort, indem er in die Tasche griff, ein Stückchen verschimmeltes Brod herausholte und es dem Kaufmannssohne hinreichte: da hast du ein Stückchen Brod nimm, und steck' es zu dir.

„Schade vor dein verschimmeltes Brod,“ erwiederte jener, ganz verdrüßlich, daß ihm der alte Mann so lange aufhielt: „behalt' es für dich. Ich habe Geld, und kann mir Gutes kaufen.

Auch das, versetzte dieser und steckte sein Brod wieder ein: wenn du's nicht willst, so behalte ichs. Was trägst du denn aber da so schwer?

„I, was dich nichts angeht!" antwortete der junge Kaufmann des Antwortens müde, ließ den Alten stehen, und lief, als wenn einer mit der Peitsche hinter ihm wäre, immer nach der Stadt zu.

O lauf nur nicht so, rief ihm der Alte nach: du kommst mit deinem Schatz noch zeitig genug an Ort und Stelle.

Jetzt kam der Kaufmannssohn am ganzen Leibe kochend, mit seinem Bündelchen vor dem Schloßthore an. Die Wache fragte ihn, wo er hin wollte, und da er sagte, daß er dem König frische Feigen brächte, so ließ sie ihn passiren. Der Kammerdiener brachte gleich einen silbernen Teller und bat ihn, voller Vergnügen darüber, daß der König nun bald wieder gesund werden würde, die Feigen darauf zu schütten.

Aber

Aber, lieber Himmel! wie erschrack der Kaufmannssohn nicht, als er das Tuch aufband und statt der Feigen, die er hinein gethan hatte, lauter Distelköpfe fand! Man hielt ihn für einen Betrüger der die Leute nur foppen wollte, und der König ließ ihn, um ihn das Spaßen und Schabernacken abzugewöhnen, tüchtig abbläuen, und zum Schlosse hinauswerfen.

Nicht lange hernach kam auch der andere Bruder, der sich eine Stunde später auf den Weg und es in allen Stücken gerade so, wie sein Bruder, gemacht hatte, auf dem Schlosse an. Man warnte ihn und sagte, er möchte sich hüthen, daß es ihm nicht ginge, wie den jungen Menschen, den man so eben, weil er statt Feigen Distelköpfe gebracht hätte, wohl zerbläuet nach Hause geschickt hätte. Aber er blieb dabey, er hätte frische Feigen. Der Kammerdiener brachte also wieder einen silbernen Teller, um die Feigen darauf schütten zu lassen und siehe, es waren wieder Distelköpfe.



war jener derb durchgeprügelt worden, so wurde dieser es noch zehnmal mehr.

Als er seine Tracht Schläge aufgehockt hatte, schlich er ganz sachte nach Hause. Beyde Brüder hingen das Maul, aber keiner wagte es, aus Furcht vor dem andern ausgelacht zu werden, dem andern, was ihm begegnet war, zu entdecken. Sie sahen einander nur verstohlen an und jeder verbarg, aus Furcht, es möchte ihm an der Stirne geschrieben stehen, wie es ihm ergangen, vor dem andern das Gesicht.

Endlich bekam der jüngere doch Schwansfedern. Er besann sich, daß man ihm gesagt hatte, es sey schon vor ihm einer da gewesen und so wie er durchgeprügelt worden, und vermuthete, daß es sein Bruder gewesen, der einige Stunden vor ihm ausgegangen wäre. Er schöpfte sich ein Herz ging zu ihm klopfte ihm auf die Schultern und sagte: „Warum so traurig, lieber Bruder? Hast du etwan auch dem König frische Feigen gebracht?“ Jener

ner wurde bis an die Ohren roth und dieser fuhr fort: „Nicht wahr, ich kann gut rathen, ob du mir gleich nichts davon gesagt hast, daß du die Prinzessin —

Schweig mit deiner Prinzessin, fiel ihm jener in die Rede: ich wollte du hättest sie verdienen wollen, so — hier fieng er an sich die Schultern zu reiben und sein Bruder nahm das Wort:

„— so hätt' ich die Prügel gekriegt, die du bekommen hast: Nicht wahr, das meynst du? J nu, ich wär's auch zufrieden gewesen: denn allem Vermuthen nach bist du noch besser weggekommen als ich" —

Als du? fiel jener, der auf einmal seine Prügel vergaß und ganz ausgelassen zu lachen anfieng, ins Wort: Bist du auch da gewesen?

„Leider!" versetzte dieser und befühlte mit der Hand seinen Rücken: „ich wollte aber ich hätte dir die Ehre allein gelassen."

Nun klagten beyde einander ihr Leid, lachten einander aus und beschlossen, ihrem

Bruder, dem Einsiedler, dem sie das, was ihnen begegnet war, auf dem Kopf Schuld gaben, auch so eine derbe Tracht Schläge zuzuschanzen: denn sie glaubten nichts gewisser, als daß es ihm eben so gehen würde.

Schon den andern Morgen machten sie sich in aller Früh auf den Weg und kamen glücklich in der Wohnung ihres Bruders an. Dieser freuete sich über die öftere Besuche seiner Brüder, tracktirte sie aufs beste und suchte ihnen die Zeit so angenehm zu vertreiben, als er nur konnte. Jene, die den Schalk im Herzen hatten, suchten ihn durch verstellte Freundlichkeit bey der guten Gesinnung, die er gegen sie hatte, zu erhalten, um ihm hernach desto leichter über den Tölpel werfen zu können.

Erst beym Abschied fingen sie von dem an zu reden, weshalb sie sich zu ihrem Bruder begeben hatten. „Ach der tausend," sagte der eine zu dem Einsiedler, und that, als wenns ihm eben erst einfiel: „ich muß dir doch eine Neuigkeit sagen. Der König ist tödtlich krank und

und man hat bereits alle Hofnung zu seiner Genesung aufgegeben. Nun hat ihm drey Nächte hintereinander geträumt, wenn er frische Feigen äße, so würde er wieder gesund werden; allein es sind im ganzen Lande keine zu bekommen, und der König hat daher durch einen öffentlichen Ausruf demjenigen seine Tochter zum Weibe versprechen lassen, der ihm solche bringen würde. Wie wär's nun, wenn du dich aufmachtest und die Prinzessin zu verdienen suchtest?“

Ja wahrhaftig, sagte der andere: daran hab' ich gar nicht gedacht. Das wäre doch bey meiner Treue hübsch, wenn du das Mädchen wegfischen könntest!

„I, wißt Ihr was,“ sagte der Einsiedler, der sich eben nicht viel aus dem Mädchen machte, ganz treuherzig zu seinen Brüdern: „geht Ihr doch hin. Feigen will ich Euch geben, so viel Ihr haben wollt.“

Die zwey Brüder, die zu nichts weniger als hierzu Lust und eine geläufige Zunge hatten,

ten, wußten ihrem Bruder so viel Ursachen zu sagen, warum das nicht angienge und schwatzten ihm das Ding so süß vor, daß er sich endlich bereden ließ und es gleich den andern Morgen zu thun versprach. Sie kützelten sich schon inniglich darüber, daß sie ihm so hinter's Licht geführt hatten und begaben sich voller Vergnügen nach Hause.

Den andern Morgen machte sich der Einsiedler auch wirklich mit seinen Feigen auf den Weg. Wie er ein Fleckchen gegangen war, traf er denselben alten Mann an der schon seinen Brüdern begegnet hatte.

„Wohinaus, mein Sohn? rief ihn dieser zu, als er noch einige Schritte von ihm entfernt war.

Nach der Stadt, guter Alter, erwiederte der Einsiedler, und blieb bey ihm stehen. Meine Brüder haben mir gesagt, der König wäre krank, und da hätte ihm drey Nächte hinter einander getraumt, wenn er frische Feigen äße würde er wieder gesund werden. Da

er

er nun, wie ich höre, ohngeachtet er dem, der ihm welche bringt, seine Prinzessin Tochter zur Ehe versprochen hat, doch keine kriegen kann, und ich gerade welche habe: so hab' ich mich aufgemacht und will ihm welche bringen.

„Da thust du wohl dran, mein Sohn," versetzte der Greis. „Man muß jedem dienen, soviel man kann, denn das erfordert die Pflicht eines Menschen. Da mein Sohn, fuhr er fort, indem er ihm das Stückchen verschimmelte Brod hinreichte, das seine Brüder nicht angenommen hatten; da hast du ein Stückchen Brod."

Der Einsiedler, der ihn nicht beleidigen wollte, nahm's, steckt' es ein und gieng, nachdem ihm vorher der alte Mann Glück auf den Weg gewünscht hatte, weiter.

Er war noch keine tausend Schritte gegangen, so kam er an einen großen Ameisenhaufen. Diese kleinen Thierchen waren so geschäftig, arbeiteten so fleißig und konnten sich doch, trotz aller ihrer Mühe und ihres unermüde-

müdeten Fleißes, kaum nothdürftig ihren Unterhalt verschaffen. Der Einsiedler sahe dies und sie dauerten ihn. Er durchsuchte seine Taschen und da bekam er das Stückchen verschümmelte Brod in die Hand, das ihm der alte Mann gegeben hatte. Jetzt sah er, das alles in der Welt zu etwas gut sey. Er freuete sich, daß er den Alten nicht verachtet hatte, warf das Stückchen Brod in den Ameisenhaufen und in einigen Minuten hatten sie es verzehrt.

Nun ging er weiter und kam zu zwey Tauben, die sich mit einander bissen und wovon die eine ganz schwarz und die andere ganz weiß war. Er scheuchte sie auseinander und kam endlich an den Burggraben des Schlosses.

Am Ufer desselben lag ein Karpfen, dieser wälzte und wälzte sich und konnte doch nicht wieder ins Wasser kommen. „Armes Thier, ohne Füße wirst du auf diesem Elemente schwerlich weit kommen," sagte er und warf ihn ins Wasser.

Als er ins Schloßthor kam, wollte man ihn nicht hinein lassen; denn man glaubte, es

würde

würde ihn eben so gehen, wie's den beyden ersten gegangen war, welche den König hatten frische Feigen bringen wollen. Wie sie aber sahen, daß er gleich bereit war wieder fort zu gehen, und zu einem Betrüger viel zu ehrlich aussah, lies man ihn doch passiren. Der Kammerdiener kam jetzt zum drittenmal mit dem silbernen Teller gelaufen, warnte aber den Einsiedler recht sehr, ja nicht auszupakken, wenn er nicht gewiß wüßte, daß er frische Feigen hätte.

Es verdroß den Einsiedler, daß man ihn für einen Betrüger ansah, und der Kammerdiener mußte ihn himmelhoch bitten, daß er nur bliebe und seine Feigen hergäb. Er öfnete das Tuch und der König bekam die schönsten frischen Feigen. O je! das war eine Freude, als der König sich, nachdem er sie gegessen, eine Stunde darauf völlig wieder gesund befand.

Der König erinnerte sich hierauf seines Versprechens und ließ den Einsiedler, der so

lange



lange im Vorzimmer hatte warten müssen, herein kommen. Er wurde der Prinzessin, die gar ein allerliebstes Mädchen war, vorgestellt und diese fiel bey seinem Anblik fast in Ohnmacht. Freilich hatte er nicht so ein Jungferngesicht wie die Hofkavaliers, die um sie herum waren; denn die Sonne hatte ihm schwarz gebrannt, und am Barte hatte er, weil er sich nicht barbiren ließ, lange, lange Haare; auch hatten die Blattern einige Narben zurückgelassen. Nimmt man nun noch seinen Einsiedlerhabit dazu: so läßt sich's leicht erklären, daß er der Prinzessin, die lauter geputzte Püppchen zu sehen gewohnt war, welche über und über wie eine Apothekerbüchse rochen, eben nicht sehr in die Augen gestochen haben muß. Aber was wollte sie machen? Ihr Papa hatte einmal sein Wort gegeben, und das mußte er halten: denn es läßt nicht einmal von Einem aus dem niedrigen Stande fein, wenn er etwas verspricht und es her-

nach

nach nicht hält, geschweig denn von einem König.

Trudchen, so hieß die Prinzessin, sann also hin und her, wie sie sich den garstigen Mann vom Halse schaffen könnte, konnte aber keinen Vorwand finden, der hinreichend gewesen wäre, sie von ihrer Verbindlichkeit zu befreyen. Endlich fiel ihr von ungefähr der Ring vom Finger, und da sie am Fenster stand, gerade in den Burggraben. Wie der Blitz ergriff sie diese Gelegenheit und machte das Wiederbringen dieses Ringes, welches sie für unmöglich hielt, zur Bedingung, unter der sie ihm heyrathen wollte.

Die Prinzessin that, als wenn ihr außerordentlich viel an diesem Ringe gelegen wäre, und versicherte den Einsiedler, daß sie ihm augenblicklich ihre Hand geben wollte, wenn er ihr denselben wieder schaffte. Dieser, dem's freilich im Grunde nicht ganz einerley war, ob ihn die Prinzessin heyrathete oder nicht, sich aber doch gar gut zu fassen wußte, sagte: er würde sich freilich glücklich geschätzt ha-

haben, wenn er sie hätte besitzen können, da sie aber so unmögliche Dinge von ihm verlange, so müsse er auf dieses Glück Verzicht thun.

Er entfernte sich hierauf und die Prinzessin, die von ihrem Papa darüber, daß sie seinen Befehl nicht besser gehorchte, einen derben Leviten bekam, war sehr froh.

Als der Einsiedler an den Burggraben kam, lag der nämliche Fisch wieder am Ufer, und zerarbeitete sich wieder eben so, um ins Wasser zu kommen; schon war der Einsiedler im Begriff, ihn wieder hinein zu werfen, als er etwas in dessen Schnauze blitzen sah. Er betrachtete es näher, und siehe, es war der Ring, den die Prinzessin, gern oder ungern zum Fenster hinunter hatte fallen lassen. Ein anderer an seiner Stelle würde vor Freuden darüber deckenhoch gesprungen seyn, aber er — er sprang nur Ellen hoch, nahm den Ring dem Fisch aus dem Munde, und ging damit nachdem er den Fisch wieder ins Wasser geworfen, zurück zur Prinzessin.

Daß

Daß diese eben keine sonderliche Freude über seine Zurückkunft hatte, brauch' ich wohl nicht erst zu sagen. Eher hätte sie des Himmels Einfall vermuthet, als daß ihr der Einsiedler, von dem sie glaubte, daß er schon über alle Berge sey, den Ring wieder bringen würde. Nun sollte man zwar glauben, sie würde auch ihr Wort halten; aber nein! der Einsiedler hatte einmal Ausflüchte angenommen, und so glaubte sie, er müsse es sich wohl noch einmal gefallen lassen.

„Ja, lieber Mann," sagte sie mit verstellter Freundlichkeit: „das ist wohl gut, daß Er mir den Ring wieder gebracht hat; wenn Er mich aber zur Frau haben will, muß er noch mehr thun. Er muß mir ein Kränzchen aus dem Himmel und einen Brand aus der Hölle holen. Kann Er das, so steh ich keinen Augenblick länger an, ihn zu heurathen."

Der Einsiedler, der sichs zum voraus vorgestellt hatte, daß die Prinzessin wieder Ausflüchte suchen würde, zuckte die Achseln und



empfahl sich stillschweigend. Wie er auf den Fleck kam, wo sich die zwey Tauben gebissen hatten, befanden diese sich wieder hier und fragten ihn: ob er glücklich gewesen wäre?

„Ach, was glücklich!“ versetzte er: „ich habe den König wohl wieder gesund gemacht; aber ich bin der Prinzessin nicht schön genug, drum will sie mich nicht zum Manne haben. Immer hat sie Ausflüchte. Erst sollt' ich ihr einen Ring, den sie aus dem Fenster in den Burggraben fallen ließ, wieder bringen, und da ich ihr denselben brachte, machte sie wieder Entschuldigungen, und will mich nun nicht eher nehmen, bis ich ihr ein Kränzchen aus dem Himmel und einen Brand aus der Hölle geholt hätte.“

O, wenn es nur das ist, sagten die Tauben: so soll sie dich schon nehmen. Warte hier ein wenig, wir werden gleich wieder kommen.

Die Tauben flogen hierauf fort, und in wenig Minuten kam die Schwarze mit einem Brand aus der Hölle im Schnabel und gleich-

nach-

nachher auch die Weiße mit einem Kränzchen aus dem Himmel zurück. Er nahm beydes und eilte damit, nachdem er sich zuvor bey den Tauben bedankt hatte, zurück aufs Schloß. Hatte die Prinzessin erst große Augen gemacht, so machte sie jetzt noch größere. Wer hätte sich aber auch eingebildet, daß es möglich wäre, ein Kränzchen aus dem Himmel und einen Brand aus der Hölle zu holen, und dies noch dazu in so kurzer Zeit? Ich kanns daher der Prinzessin wahrhaftig nicht verdenken, wenn sie nicht begreifen konnte, wie das zugieng: denn auch ich würde es bis diese Stunde nicht begreifen können, wenn ich nicht wüßte, daß die schwarze Taube ein Teufelchen und die Weiße ein Engelchen gewesen wäre.

Die Prinzessin ersann nun eine neue List, um sich ihres Versprechens zu entledigen. „Ach, sagte sie: „ich habe Ihm wohl versprochen, daß ich Ihn, wenn er das, was ich von Ihm verlangt habe, erfüllte, heyrathen wollte, und ich bin auch dazu bereit: aber vorher muß Er



noch neunerley Getraide, jedes neun Malter, in einer Nacht auseinander lesen, so daß man den andern Morgen, wenn man das Getraide untersucht, kein Körnchen Weizen unter der Gerste u. s. w. finden darf."

Der Einsiedler, der dieses wieder für ganz unmöglich hielt, ging zum drittenmal fort und kam diesmal bis zum Ameisenhaufen, wo er das Stückchen verschimmelte Brod hinein geworfen hatte. Auch diese fragten ihn, ob er glücklich gewesen wäre? und wie ihnen alles was er gethan und noch thun sollte, haarklein erzählt hatte, sagten sie: „Kehre geschwind wieder um, und versprich die Früchte auseinander zu lesen. Du kannst dich aber nur ganz ruhig hinlegen und schlafen, denn wir wollen diese Arbeit schon für dich verrichten und bald damit fertig werden."

Der Einsiedler kehrte nun noch einmal wieder zurück und begab sich auf des Königs Schloß, wo er versprach das, was man von ihm verlangt zu erfüllen. Man steckte die

Kö-

Köpfe hierüber zusammen und wußte nicht, was man davon denken sollte.

Die Prinzessin hatte aber schon zu viel Proben, daß er unmöglich scheinende Dinge möglich machen konnte, als daß sie ganz ruhig dabey hätten bleiben können. Sie besorgte irgend eine Betrügerey und gieng daher, als man Abends den Einsiedler in den großen Boden, wo das Getraide untereinander geschüttet worden war, einschloß, selbst mit und versiegelte die Thür mit ihrem eigenen Petschaft, damit ja niemand hinein und ihm helfen könnte.

Aber was halfs? Um Mitternacht kamen die Ameisen, krochen durch die Ritzen der Thür und lasen alles Getraide auseinander. Als der Einsiedler, der sich voller Vertrauen auf die Ameisen hingelegt und ganz ruhig geschlafen hatte, erwachte, sah er, statt des großen Haufens, den er gestern gesehen hatte, nun neun kleinere und seine Freude darüber war unbeschreiblich, und er sah hieraus, daß man



sich durch eine kleine Gefälligkeit oft großen Vortheil verschaffen kann.

Sobald der König aufgestanden war, und das geschah, auf die Bitte der Prinzessin, heute etwas früher als gewöhnlich, wurde der Einsiedler aus seinem Gefängniß erlößt. Die Prinzessin konnte nicht geschwind genug die Thür aufmachen, blieb aber, da sie das Getraide so schön auseinander gelesen sah, vor Verwunderung und Schrecken ganz ausser sich, in der Thüre stehen. Das hatte sie sich nimmermehr vorgestellt! Sie war nun ganz erschöpft und wußte nicht, was für Unmöglichkeiten sie noch von dem Einsiedler verlangen sollte. Endlich besann sie sich, daß ihr Vater noch 900 wilde Hasen in einer Horde eingesperrt hatte.

„O," sagte sie: „da ist wohl kein ander Mittel, ich muß Ihn heurathen. Ich möchte aber doch wissen, ob er auch 900 wilde Hasen drey Tage hintereinander hüthen kann, ohne daß ein einziger davon wegkommt? Es ist dies, gegen

gegen das, was Er schon gethan hat, eine wahre Kleinigkeit, und ich zweifle nicht, daß Er mir diese Gefälligkeit noch zur Liebe thun wird. Kann Er es, so geb' ich Ihm mein Ehrenwort, Er soll mich haben."

Der Einsiedler, der die Unmöglichkeit davon einsah und gewiß zu seyn glaubte, daß ihm die Prinzessin, und wenn er noch mehr thäte, doch nicht heyrathen, sondern immer wieder etwas einzuwenden haben würde, wurde des am Narrenseilherumführens müde und empfahl sich stillschweigend.

Ganz verdrüßlich wanderte er nun dem Walde zu und kam diesesmal bis an den Ort, wo ihm der Alte das Stückchen Brod gegeben hatte. Dieser begegnete ihm hier wieder und fragte; Warum er so verdrüßlich wäre und ob er die Prinzessin nicht bekommen habe? Der Einsiedler erzählte ihm nun alles, was sich seit der Zeit mit ihm zugetragen, wie wenig man bey Hofe Wort gehalten, und was man

jetzt wieder von ihm verlangte, daß er thun sollte.

„Hier, mein Sohn," sagte hierauf der Alte: „hier hast du ein Pfeifchen. So lange du dieses in deiner Verwahrung hast, wird dir gewiß kein Hase davon laufen. Wenn man sie heraus läßt und dir zuzählt, so sey ganz unbekümmert, wo sie hinlaufen, und gehe bloß dem letzten nach. Uebrigens sey versichert, daß alle übrige 899, sie mögen auch seyn, wo sie wollen, sobald du das Pfeifchen ertönen lassen wirst, von allen Orten und Enden herbey gelaufen kommen und sich um dich versammeln werden."

Kaum hatte der Alte dies gesagt, so verschwand er vor den Augen des Einsiedlers, der sich nichts weniger eingebildet hatte, als daß er ein Geist sey, und ließ ihn voller Verwundrung allein stehen.

Der Einsiedler befolgte nun den Rath, den ihm der Geist gegeben hatte, und kehrte wieder nach dem Schlosse zurück. Er lies dem

König sagen: er sey entschlossen, die 900 wilde Hasen zu hüthen. Diese Nachricht fiel der Prinzessin schwer aufs Herz; denn nachdem, was der Einsiedler schon gethan hatte, konnte sie leicht schlüßen, daß ihm dieses auch nicht unmöglich seyn würde, und darüber ward sie sehr ärgerlich.

Den andern Tag trat der Einsiedler sein Hirtenamt an. Die Jäger machten die Horten auf und ließen einen Haasen nach dem andern herauslaufen. Nun hätte man sehen sollen, wie die Thiere, die sich jetzt im Freyen sahen, anfingen auszureissen! das ging immer Queerfeld ein. Der eine hierhin, der andere dorthin; der eine nach Süden, der andere nach Norden. Kurz, wer die Thiere so laufen gesehen hätte, würde nie geglaubt haben, daß sie wieder zusammen zu bringen wären.

Der Einsiedler, der bey der Horte stehen blieb, bis ihm alle 900 zugezählt waren, ließ sie laufen, wohin sie wollten und ging nur,



wie ihm der Geist befohlen hatte, dem letzten nach. Da er diesen ziemlich weit nachgegangen war und sich schon so weit von den Jägern und übrigen Leuten entfernt hatte, daß sie ihn nicht mehr deutlich sehen und hören konnten, nahm er sein Pfeifchen zur Hand und auf den ersten Pfiff, den er that, kamen die Hasen von allen Seiten herbeygeschnellt und traten um ihn herum wie die Schafe.

Der König, die Königin und die Prinzessin, die aus Neugierde auf den obersten Boden des Schlosses gegangen waren, sahen dieses durch ein Perspectiv und wußten vor Verwunderung nicht, was sie dazu sagen sollten. „Der Kerl hat den T** im Leibe, denn anders kann's nicht seyn," sagte der König und rieb eine Priese Spaniol in die Nase; „Ich bin doch auch nicht auf den Kopf gefallen," fuhr er nach einer kleinen Weile fort: „aber ich getraue mir nicht Einen Hasen zu hüten, geschweige denn 900. Nein, wie gesagt, mit rechten Dingen geht das nicht zu."

Wa-

Warum denn nicht mit rechten Dingen? versetzte die Königin, die, wie mehrere Weiber, ihrem Gemahl gern in allem Widerpart hielt, und bloß um deswillen etwas nicht glaubte, weil es ihr Gemahl glaubte: Gewiß, weil Du es nicht kannst? Das Gott, da müßte vieles nicht mit rechten Dingen zugehen.

„Nu, nu, ereifre dich nur nicht so, Tönchen!“ sagte der König, der das Nachgebens schon gewohnt war: „wer wird denn gleich so in Harnisch gerathen? Es war ja nur mein Spaß. Ich weiß wohl, daß alles gar natürlich zugeht.“ —

Was? schrye nun die Königin mit in die Seite gestemmten Armen: natürlich gings zu! Ueber den Süperklugen! Geh' doch hin und hohl' ein Kränzchen aus dem Himmel und einen Brand aus der Hölle; lies neun Arten von Getraide, jede von neun Malter in Einer Nacht und noch dazu ohne Licht auseinan-

der

der; geh und hüthe nur neun Hasen, wenn du kannst?

„Bist du nicht wunderlich, liebes Tönchen," sagte der König ganz gelassen: „immer kann ich dir's nicht recht machen! Sprech' ich, der Ruß ist schwarz, und der Schnee weiß; so sprichst du: Nein! der Schnee ist schwarz und der Ruß weiß. Und geb' ich dir Recht und spreche ja, der Ruß ist weiß und der Schnee schwarz, so soll der Ruß mit Teufelsgewalt wieder schwarz und der Schnee weiß seyn. Was soll ich denn nun machen?"

Machen? Was du machen sollst? schrye die Königin: Nicht widersprechen sollst du, nicht widersprechen! Ich hab' dir's schon hundertmal gesagt, daß ich's nicht leiden kann, und doch — ach, ich unglückliches Weib — hier fing sie jämmerlich an zu weinen — wa — rum — must — must ich — da — doch einen — so — so — solchen — Zänker — zum Ma — Ma — zum Manne bekommen?

Pfui

„Pfui Tönchen," sagte der König, dem's Herz bis in die Kehle trat: „mach' mir das Herz nicht schwer und hör' auf zu weinen, sonst muß — ich auch — weinen."

O über den Mann! versetzte die Königin: der kann lachen und weinen wie und wenn er will. Schäme dich, daß du daher trittst und weinst, wie ein altes Weib! Schaff lieber Rath, wie wir den Kerl los werden.

„Ja, siehst du Tönchen," antwortete der König, der froh war, daß das Gewitter ohne Einschlag so glücklich vorüber gegangen war: „da weiß ich dir wahrhaftig nicht Rath zu schaffen. Du bist ja sonst ein kluges Weib. Kannst du dich denn auf nichts besinnen?

Immer soll ich hernach Rath schaffen, wenn der Herr Gemahl gepudelt hat. Hast du die Sache gut angefangen, magst du sie auch gut ausführen.

In dem Tone giengs nun so lange fort, bis die Prinzessin sich drein legte und Frieden stiftete. „Ach, Mama!" sagte sie zur Königin:



nigin: „da fällt mir etwas ein, wie ich den Menschen los werden kann.

Nun, versetzte die Königin: was ist's denn, Trudchen?

„Wie wär's, wenn ich mich verkleidete und dem mir so verhaßten Menschen einen Hasen abzuschwatzen suchte?“ sagte die Prinzessin: „Ich weiß, der Kerl hat, seine Hexerey ausgenommen, das Pulver nicht erfunden, und so läßt er sich vielleicht bereden. Aber freilich dürft ich es an guten Worten und Versprechungen nicht fehlen lassen.

Das versteht sich, versetzte die Königin. I nu, probier es; aber, aber, ich denke, er wird den Braten riechen und es fein bleiben lassen, dir einen Hasen zu geben.

„Lassen Sie mich nur machen,“ sagte Trudchen und lief flugs auf ihr Zimmer. Hier mahlte sie sich garstige Runzeln ins Gesicht, zog ein recht alt Habit von ihrem Laufmädchen an, band einen Kopflappen um, und begab

sich

sich in diesem Aufzuge hinaus aufs Feld zum Einsiedler.

„Wohinaus, altes Mütterchen?“ sagte der listige Fuchs; der die Prinzessin troz ihrer Verkleidung sogleich erkannte, sich aber stellte, als kenn' er sie nicht, und ihr ans Kinn griff.

Diese, der noch keine Männerhand ins Gesicht gekommen war, wurde darüber sehr aufgebracht. Sie wollte reden, aber es war als wenn ihr der Hals zugeschnürt wäre, und sie konnte kein Wort hervorbringen.

„Was fehlt Ihr denn? sagte der Spaßvogel von Einsiedler, und lachte ins Fäustchen, daß er sie nun auch wieder necken konnte: „wird Ihr das Gehen etwa sauer? Ich will Sie tragen, wenn Sie's haben will.“

Ach — nein — stotterte die Prinzessin: ich bin schon an Ort und Stelle.

„Also zu mir will Sie?“ fragte der Einsiedler: „und was will Sie denn von mir?“

Die Prinzessin, die sich jetzt wieder ein wenig erholt hatte, sagte ihm nun ihr Anliegen

gen und gab ihn himmlische gute Worte, daß er ihr einen Hasen geben möchte. Aber der Einsiedler war kein Narr. Er gab ihr den Hasen nicht eher, als bis sie ihm einen Schatz überließ der zwar nicht für ihn, sondern für einen Prinzen, und zwar für einen recht schönen Prinzen bestimmt war. Weil sie aber glaubte, daß sie das, was sie ihm erst nicht bewilligen wollte, doch einem Andern zu gestehen müsse, und sie dadurch einer Verbindung mit dem Einsiedler auf Lebenszeit überhoben würde: so gestand sie ihm endlich seine Forderung zu.

Nachdem also der Schatz gehoben worden war, packte die Prinzessin ihren Hasen fest fest in die Schürze und eilte damit der Stadt zu. Aber kaum war sie einige tausend Schritte gegangen, so ertönte das Pfeifchen und der Hase, der bis jetzt ganz ruhig gewesen war, wurde auf einmal lebendig und wollte mit aller Gewalt fort. Aber Trudchen hatte ihm alle Ausgänge zum durchschlüpfen versperrt, und

so

so hätte er zuverlässig bleiben müssen, wenn nicht zum Glück für den Einsiedler und zum Unglück für das arme Trudchen, das Schürzenband losgerissen wäre. Trudchen schrye vor Schreken laut auf, als sie den Springinsfeld immer querfeld ein zu seinen übrigen Kameraden laufen sah, und da sie keinen Schatz mehr besaß, den sie hätte heben lassen können, und daher keinen andern Hasen zu bekommen hoffen durfte: so begab sie sich ganz betrübt nach Hause.

Sie erzählte ihren Eltern alles, was vorgegangen war, haarklein, verschwieg aber, aus Furcht von ihrer Mama einen derben Leviten zu bekommen, wohlweißlich die Bedingung, weil ihr die Mama scharf eingeprägt hatte, nicht vor der Zeit wegzugeben, was ihr künftiger Mann ihr nehmen müßte.

Weil sie nun nichts ausgerichtet hatte, so suchte sie ihre Mama zu bereden hinaus zu gehen. Diese versprach es ihr auch, verklei-



dete sich den andern Tag in eine Magd und begab sich hinaus zum Einsiedler.

„Ach, guter Freund,“ sagte sie mit verstellter Stimme wie sie ganz nahe an ihm war: „Er könnte mir einen rechten Gefallen thun.“

Und worin besteht denn der? fragte der Einsiedler, der die Königin ebenfalls sogleich erkannte, und daher leicht merken konnte, was ihr Begehren sey; wenn's in meinem Vermögen steht, so soll sie mich nicht umsonst gebeten haben.

„Ey, freilich stehts in seinem Vermögen,“ versetzte die Königin: „ich werde ja nicht so thörig seyn und etwas Unmögliches verlangen. Der Konig ist noch nicht recht wieder gesund, und hat Appetit zu Hasenbraten bekommen. Da ich nun nirgend keinen bekommen kann, und Er, wie ich sehe, eine ganze Heerde hat: so wollt' ich Ihn wohl bitten, mir für Geld und gute Worte einen zu geben.“

Ja, lieber Schatz, sagte der Einsiedler: da verlangt Sie etwas, das ich Ihr schlechterdings

dings nicht gewähren kann. Die Hasen sind mir alle einzeln zugezählt und mein ganzes Glück hängt davon ab, daß ich keinen einzigen davon wegkommen lasse. Es thut mir freilich in der Seele weh, daß ich einer so hübschen jungen Frau, oder wohl gar Jungfer — die Königin war erst 32 Jahr alt — eine Fehlbitte thun lassen muß; aber es ist nun einmal nicht zu ändern. Stünd es bey mir, so sollte Sie zehn für einen haben, aber so —

Die Königin legte sich nun aufs Bitten und gab dem Einsiedlar solche gute Worte, daß er ihr, um sie nur los zu werden, doch einen Hasen zu geben versprach; jedoch unter einer gewissen Bedingung, die er ihr ins Ohr sagte, und worüber die Königin gewiß bis über die Ohren roth geworden wäre, wenn sie nicht schon — roth gewesen wäre. Wenn der Einsiedler ein vornehmer Herr oder nur etwas hübscher gewesen wäre, so würde sie gewiß keine Umstände gemacht haben: denn was thut man nicht, aus Liebe zu — seinen Kindern! Aber

 so



so machte sie freilich Schwürigkeiten. Endlich aber wurden sie doch des Handels einig.

Wie die Bedingung erfüllt war, bekam die Königin ihren Hasen. Sie packte ihn eben so fest in die Schürze, wie ihre Tochter, und lief nach der Stadt zu. Kaum war sie aber so weit vom Einsiedler weg, daß sie dessen Pfeifchen nicht mehr hören konnte, ließ dieser es ertönen, und fort war der Hase. Das war nun der Königin, die ihn ihrer Meynung nach mehr als zu theuer bezahlt hatte, sehr ungelegen und sie wäre gewiß auf der Stelle umgekehrt, wenn sie nicht befürchtet hätte, daß der Einsiedler auf den Gedanken gerathen möchte, als hätte sie ihn mit Fleiß laufen lassen, weil ihr — dieser nicht gut genug gewesen wäre. Um dieses nun zu verhüthen, ging sie unverrichteter Sache wieder nach Hause, wo sie der König und die Prinzessin voller Ungeduld erwarteten.

„Haben Sie ihn nicht noch drinne?“ schrye ihr die Prinzessin, die sie mit noch zusammen

ge-

gerafften, aber leider! leeren Schürze ins Zimmer treten sah, entgegen.

Nein, versetzte die Königin mit einem tiefen Seufzer: sonst hätt' ich ihn dir ja mitgebracht.

Aber ums Himmelswillen, fuhr die Prinzessin hastig fort: wie ist das zugegangen? Ich sah ja oben am Fenster, daß — —

„Hast du's auch gesehen?" unterbrach sie die Königin geschwind, indem sie sich gegen ihren Gemahl wendete.

Nein, sagte dieser, der im Grunde nicht wußte, was er eigentlich gesehen haben sollte, der es aber seiner Gemahlin ansah, daß sie, aus ihm unbekannten Ursachen, ein Nein zu hören wünschte: Nein, ich habe nichts gesehen.

„So bist du blind gewesen," versetzte die Königin, die das Nein völlig beruhigte: „denn ich habe ihn selbst in die Schürze gethan."

Ja, das ist' was anders, sagte der König du mußt freilich am besten wissen, was du ge-



gethan hast. Warum hast du ihn denn aber wieder herausgelassen?

„Daß ich's nicht gern that,„ erwiederte die Königin: „kannst du dir an den Fingern abzählen. Aber er war gar nicht mehr zu erhalten und schlüpfte mir unversehens heraus. Ich wäre gern umgekehrt und hätte mir einen andern geben lassen, wenn er mir's nicht zum voraus gesagt hätte, daß ich keinen andern bekäme, wenn ich diesen laufen ließe.“

Die Prinzessin war untröstlich. Sie suchte nun auch noch ihren Vater zu bereden, daß er den andern Tag sein Heil versuchen sollte. Aber dieser wollte Anfangs nicht recht dran, da ihm aber seine Gemahlin, die eine ganz besondre Art zu bitten hatte, auch anlag, so willigte er endlich ein.

Den folgenden Tag machte sich der König als Jäger verkleidet auf den Weg. Als er bey dem Einsiedler angekommen war, brachte er seine Worte an. Dieser, der ihn auch gleich erkannte, machte ihm aber die nämlichen

Ein-

Einwendungen, die er der Königin und Prinzessin gemacht hatte. Aber endlich ließ er sich doch erbitten. „Wohl,“ sagte er: „es sey; aber ganz umsonst kann Er es doch nicht verlangen?“

I, Gott bewahre! versetzte der König, der sehr froh war, daß er seinen Endzweck erreicht hatte: „ich will von Herzen gern dafür geben, was Er nur haben will. Fordere Er nur!“

„Was ich verlange,“ sagte der Einsiedler; „ist im Grunde bloß eine Grille. Ich bin nun aber einmal so, und ich würde eher Rock und Wams hingeben, eh' ich eine Grille, die ich mir einmal in den Kopf gesetzt habe, fahren ließ.“

Nun, laß Er nur hören, versetzte der König: Was verlangt Er denn von mir?

„Das soll Er gleich erfahren,“ erwiederte der Einsiedler und holte eine Schreibtafel aus der Tasche: „Sieht Er, da ist Bleystift und Schreibtafel. Will Er nun einen Hasen von

mir haben, so schreib' er hinein: der König ist eine Schlafmütze, weil er seiner Gemahlin, dem zänkischen Weibe, die Herrschaft läßt.

Der König wurde über und über roth, daß er mit der Wahrheit ins Geschrey gekommen war. Er schüttelte bedenklich den Kopf und war einige Minuten unschlüssig, ob er seine eigene Schande niederschreiben sollte, oder nicht. Aber bald fiel ihm ein, was für Gesichter er von der Königin bekommen würde, wenn er mit leeren Händen zurück käme und nicht einmal sagen könnte, daß er einen Hasen gehabt hätte. Geschwind griff er zu, nahm die Schreibtafel und schrieb, unter lauter Brummen und Kopfschütteln, was ihm der Einsiedler zu schreiben geheissen hatte.

Sobald dies geschehen war, gab ihm letzterer den versprochnen Hasen. Wart, Pursche! sagte der König, dem das, was der Prinzessin und der Königin begegnet war, vorsichtig gemacht hatte, mir sollst du nicht ent-

wi-

wischen. Ich will dich schon knebeln, daß dir das Davonlaufen vergehen soll. Und somit band er ihm hinter dem Sattel aufs Pferd, schwenkte sich nun auch darauf und ritt im völligen Gallop nach der Stadt zu. Unterwegs freuete er sich schon auf die Lobeserhebungen und Karessen, die ihm seine Gemahlin machen würde, weil er seine Sachen so klug angefangen hätte.

Aber er hatte sich zu früh gefreuet. Der Einsiedler ließ jetzt sein Pfeifchen ertönen, und im Nu hatte der Hase die Stricke durchbissen, womit er geknebelt gewesen war, und fort war er über alle Berge. Der König ärgerte sich fast zu todte, daß ihm seine Freude so versalzen worden war und er hätte, ich weiß nicht wieviel, darum gegeben, wenn er dem Einsiedler, zu dem er zurück ritt, um ihm sein gehabtes Unglück zu klagen, hätte dahin bereden können, daß er ihm einen andern gegeben hätte. Allein dieser hatte keine Ohren dazu, und berief sich darauf, daß er es ihm



auf den Umstand, daß er hätte 900 Hasen hüthen müssen.

Das ist wahr, sagte der König, und der Einsiedler fuhr fort:

„Ich wollte mich Anfangs nicht dazu verstehen, besann mich aber anders und trat gleich den folgenden Tag mein Hirtenamt an.“

Das ist wahr, sagte der König.

„Aber kaum war ich einige Stunden hinaus ins freye Feld,“ fuhr der Einsiedler fort: „so kam die Prinzessin verkleidet und wollte mir einen Hasen abschwatzen. Allein ich hatte Anfangs keine Ohren dazu. Wie sie aber gar nicht aufhörte zu bitten und zu lamentiren; so ließ ich mich endlich doch bewegen und gab ihr einen, jedoch nicht eher, bis“ — —

Halt! Zieht zu! der Sack ist voll! schrye die Prinzessin, die um alles in der Welt nicht laut werden lassen wollte, daß sie nicht mehr im Besitz des Schatzes sey, der von Eva her immer von der Mutter auf die Tochter fortgeerbt war.

Nie=

Niemand war froher als der König und die Königin, daß Trudchen den Sack schon für voll erklärte. Dieser ersparte sie dadurch das Erröthen vor einer so zahlreichen Versammlung und auch ein Gallenfieber; und jener war ihr Dank dafür schuldig, weil er sonst, wenn der Einsiedler gesagt hätte, unter welchen Bedingungen er ihm den Hasen gegeben hätte, zum Gelächter geworden seyn, und obendrein noch derb den Text dafür gelesen bekommen haben würde, daß er sie für ein böses zänkisches Weib, als wofür sie nicht gehalten seyn wollte, erklärt hatte.

Da der Einsiedler jetzt, ich weiß nicht wodurch, einen Stein bey der Königin im Brette hatte: so durfte die Prinzessin keine Sprünge weiter machen. Die Vermählung wurde mit allem Pomp vollzogen, und die beyden Leutchen sollen sich in der Folge noch recht lieb gekriegt haben.

Die

Es war 'mal ein Fürst in Persien, dieser hatte einen Sohn, der nach seinem Tode der Beherrscher seines Fürstenthums werden sollte, und deshalb hatte er für ihn um die Tochter eines benachbarten Fürsten gefreyt und auch das Jawort von diesem schon erhalten.

Der junge Badanazir (dies war der Name des Prinzen) hatte aber schon eine andere Liebe im Herzen, von welcher sein Vater nichts wußte. Der Kayser von Pegu war nemlich auf einer Reise, die er mit seiner Prinzessin Tochter gemacht hatte, durch die Länder des Fürsten von Persien gekommen und hatte bey dieser Gelegenheit den Vater Badanazirs besucht. Badanazir und Almira (so hieß die Prinzessin des Kaysers von Pegu) liebten einander, sobald sie sich sahen: denn die Prinzessin war sehr schön und der Prinz nicht häßlich. Da sie aber wußten, daß der Kayser



von Pegu ein sehr stolzer Herr war, der gewiß seine Tochter dem Sohne eines bloßen Fürsten nicht gegeben haben würde, wenn er um sie angesprochen worden wäre: so mußten sie ihre Liebe vor ihm sehr geheim halten.

Es hatte aber die Prinzessin von ihrem Vater zwey sehr große Raritäten zum Geschenk erhalten. Die eine war ein Diamant, so groß, wie mein Daumen, in welchem das Bild der Prinzessin vermittelst einer Kunst eingegraben war, die nachher verloren gegangen ist. Die andere war ein Wurfspieß, der von sich selbst hinflog, wohin man ihn wünschte. Diese zwey seltnen Stücke hatte die Prinzessin, wie schon gesagt, von ihren Vater zum Geschenk bekommen, und Badanazir erhielt bey ihrer Abreise als ein Pfand ihrer Liebe den Diamant. Den Wurfspieß aber behielt sie und verbarg ihn sorgfältig in einen Kasten. Der Prinz dankte ihr auf das verbindlichste für dieses Geschenk und versprach, sie heimlich zu besuchen.

Nach



Nach der Abreise des Kaysers drang der Fürst von Persien in seinen Sohn, sich mit der Tochter des benachbarten Fürsten zu verbinden. Badanazir hatte aber keine Ohren hierzu, und da es sein Vater mit ihm zu bunt trieb und mit aller Gewalt auf diese Verbindung bestand; so beschloß er, sich heimlich von seinen Vater wegzumachen und sich zu seiner geliebten Almira zu begeben.

Er hatte zwey Günstlinge, die bey ihm die vier Stellen: eines Sekretairs, eines Stallmeisters, eines Haushofmeisters und eines Kammerdieners, vertraten. Der eine hieß Jerub und der andere Nur. Diesen entdeckte er die Absicht seiner Reise. Jerub suchte sie ihm mit allen Eifer eines treuen Dieners, der ihm nicht misfallen wollte, auszureden, und stellte ihm vor, wieviel er wagte und wie sehr er seinen Papa durch diese Flucht betrüben würde. Aber Nur hob alle Zweifel und bestärkte ihn in seinem Vorhaben.



Der Prinz hatte nicht Geld genug zu einer so langen Reise. Jerub würde ihm keines verschaft haben; aber Rur versah ihn damit. Er entwendete auf eine geschickte Art den Diamant seines Herrn, ließ einen falschen darnach machen, den er an dessen Stelle legte, und verkaufte den ächten gegen einige tausend Goldstücke, die er den Prinzen gab.

Als Badanazir dieses Geld hatte, so wurde auch alles zu seiner Abreise bereitet. Man belud einen Elephanten mit seinem Gepäcke und sie schwenkten sich auf die Pferde. Jerub sagte zu seinen Herrn: „Ich habe mir die Freyheit genommen, Ihnen, wegen Ihres Vorhabens, Vorstellungen zu thun; da Sie diese aber nicht befolgen wollen, so muß ich gehorchen. Ich liebe Sie und will Ihnen bis ans Ende der Welt folgen; aber lassen Sie uns zuvor den klugen Mann zu Rathe ziehen, der zwey Meilen von hier wohnt." — Badanazir ließ sich diesen Vorschlag gefallen, und sie begaben sich dahin.

Die-

Dieser kluge Mann war ein berühmter Sterndeuter, der seine Wohnung in einem Walde aufgeschlagen hatte. Er gab seine Prophezeihungen in einem Saal, der von Lauben und bedeckten Gängen formirt war, und um welchen rund herum eine doppelte Rasenbank ging. Er hatte auf der Erde einen großen Kreis gemacht, in welchem verschiedne Figuren vorgestellt waren, die er zu seinen geheimnißvollen Arbeiten brauchte. An seiner linken Seite hingen eine gewaltige Menge Täfelchen, und an der rechten trug er eine goldne Kette, nebst vielen Ringen von verschiedner Größe; er steckte jeder Person, die ihn um Rath fragte, einen an den kleinen Finger. Derjenige, den er an die rechte Hand steckte hatte die Kraft, daß man das Gute erkannte, und der andre, das Böse vorherzusagen. Er grub auf zubereitete Baumblätter einen jeden der Buchstaben den Namens, den man führte, so, daß er zu jedem Buchstaben ein andres Blatt nahm, und nachdem er sie mit seinen Täfelchen unter-



einander geworfen hatte, auf welchen alle verschiedene Konstellationen nach den Figuren abgemahlt waren, mit welchen die Buchstaben des Namens zusammentrafen, so weißagte er alles, was man wissen wollte. Der Bau seines Körpers machte ihn nicht weniger zu einem außerordentlichen Menschen, als seine Wissenschaft. Er war sehr klein, aber ganz entsetzlich dick; er hatte eine hohe Stirne, schielende Augen, eine krumme Nase, breite Ohren und einen kurzen und gekräuselten Bart. Der Ton seiner Stimme war gellend, weil er durch die Fistel redete.

Badanazir empfand bey seinen Anblick einen Schauer den er ihm nicht verbergen konnte; er sprach ihm aber Muth zu, und nachdem er ihn mitten in den Kreis, den er auf die Erde machte, hatte niedersetzen lassen fing er seine gewöhnlichen Beschwörungen an. Als er damit fertig war und die Buchstaben Badanazirs mit seinen Täfelchen vermengt hatte, gab er folgende Antwort:

Wenn

„Wenn Du gegen Morgen gehst, wirst
„Du gegen Abend seyn. Wenn
„Du besitzest, wirst du nichts be-
„sitzen. Wenn Du ein Ueberwin-
„der bist, wirst Du nichts über-
„winden. Wenn Du Badanazir
„bist, wirst Du nichts seyn." —

„Daraus werd' ein Andrer klug," sagte Badanazir zu seinen Günstlingen, nachdem sie sich wieder aus der Wohnung des Sterndeuters entfernt hatten: „Ich versteh kein Wort von dieser dunkeln Antwort." — Jerub behauptete, daß sie nichts gutes bedeute. Aber Nur überredete ihn, daß sie für ihn sehr günstig wäre. „Nehmen Sie sich in Acht!" sagte Jerub. — „Fürchten Sie nichts!" sagte Nur, und dieser Diener hatte allezeit, wie man leicht denken kann, bey seinem Herrn Recht, weil er seiner Leidenschaft und seinen Hoffnungen schmeichelte.

Nachdem sie eine geraume Zeit gereist waren, kamen sie endlich durch einen großen Wald. Hier lagerte man sich und wollte eben den Elephanten abladen, der das Mittagsbrod und das Tischzeug trug, als man gewahr wurde, daß Jerub und Nur nicht mehr bey der Gesellschafr waren. Die Bedienten suchten sie auf allen Seiten und erfüllten den Wald mit ihrem Geschrey; aber sie kamen zurück, ohne etwas von ihnen gesehen oder gehört zu haben. „Wir haben bloß gesehen," sagten sie zu dem Prinzen: „daß ein Geyer mit einem Adler stritt, und daß er ihm alle seine Federn ausriß."

Babanazirs Neugierde wurde durch die Erzählung von diesem Streite aufgeregt. Er ging an den Ort hin und sah weder Geyer noch Adler. Aber dafür sah er, wie sein Elephant, der noch ganz mit seinem Geräthe beladen war, von einem großen Rhinoceros angefallen wurde. Das eine kämpfte mit seinem Horn, und der andre mit seinem Rüssel. Das Rhinoce-

ros lief davon, sobald es den Prinzen sah; man führte den Elephanten zurück, aber man fand die Pferde nicht mehr. Die Bedienten waren bestürzt und der Herr in Verzweiflung, daß er auf einmal seinen lieben Nur, den klugen Jerub, den er sehr liebte, ob er gleich niemals seinem Rathe folgte, und seine Pferde verloren hätte.

Nur die Hoffnung, sich bald zu den Füssen seiner geliebten Almira zu werfen, richtete ihn wieder auf, und machte, daß er sich wieder auf den Weg begab. Es begegnete ihm hier ein häßlicher Bauer mit einem Esel, dem er Stockschläge gab. Dieser antwortete auf die Schläge des Bauers durch ein häufiges Ausschlagen. Der Prinz nahm, wie man sich leicht vorstellen kann, die Partey des Esels. Hierauf nahm der Bauer die Flucht und sagte zu dem Esel: „du sollst mir es schon büßen.“ Der Esel dankte seinem Eretter mit: Yha! ging zu ihm hin, ließ sich liebkosen und liebkoste wieder nach seiner Art. Badangzir setzte

 sich



sich auf ihn, und nahm mit seinen Bedienten wovon einige zu Fuße giengen, und die andern auf dem Elephanten ritten, den Weg weiter nach Pegu.

Aber kaum saß der Prinz auf dem Esel, als sich dieses Thier umwandte, statt daß es hätte auf der Straße nach Pegu fortgehen sollen. Sein Herr lenkte vergebens den Zügel, schloß mit den Knieen, gab ihm die Sporn, ließ den Zügel schließen, zog ihn wieder an, peitschte zur Rechten und zur Linken; aber alles war vergeblich, das hartnäckige Thier ließ sich nicht irre machen.

Da der Prinz mit seinem Esel sich noch so abäscherte, daß er über und über schwitzte, begegnete ihn ein Kameelhändler, der ihn nicht kannte und der zu ihm sagte: „Landsmann, Ihr habt einen sehr boshaften Esel, der Euch hinbringt wo Ihr nicht hin wollt; habt Ihr Lust mit mir zu tauschen, so könnt Ihr Euch für ihn zwey von meinen Kameelen aussuchen?“ Badanazir war dies recht wohl zufrieden und

dankte

dankte dem Himmel, daß er ihm einen so guten Tausch verschafft hatte. „Jerub hatte sehr unrecht,“ sagte er: daß er behauptete, meine Reise würde unglücklich seyn.“ — Er setzte sich auf ein Kameel und das andre folgte ihm. So kam er zu seinem Gefolge zurück, und befand sich wieder auf dem Wege zu seinem Glücke.

Aber kaum war er wieder einige Meilen gereist, als er von einem tiefen und breiten und starken Strome aufgehalten wurde, der über Klippen floß, die von Schaum ganz weiß waren. Die beyden Ufer waren so entsetzlich steil, daß man ganz schwindlich wurde und allen Muth verlor, wenn man hinunter sah; es war kein Mittel hinüber zu kommen, und man konnte weder zur Rechten noch zur Linken gehen.

„Ich fürchte doch,“ sagte Badanazir: „daß Jerub Recht hatte meine Reise zu misbilligen, und ich großes Unrecht, sie zu unternehmen; wenn er nur noch hier wäre, er

konn=

könnte mir doch einen guten Rath geben. Oder wenn ich nur den Nur noch hätte, dieser würde mich trösten und gewiß ein Mittel finden, wie über den Strom zu kommen sey." — Seine Verwirrung wurde noch durch die Bestürzung seines Gefolgs vermehrt. Die Nacht war sehr finster, und man brachte sie mit Wehklagen zu. Endlich schlief der Prinz vor Müdigkeit und Kummer ein.

Aber das Gott! was war da nicht für Freude, als man bey Anbruch des Tages eine schöne marmorne Brücke sah, die von einem Ufer des Stroms zu dem andern gieng. Alles schrye: Ist es möglich? Was für ein Wunder! Wagen wir es darüber zu gehen? — Der ganze Haufe war in Entzückung, und Badanazir sagte: „Gewiß, der Himmel ist mir günstig! Jerub wußte nicht was er sagte, und Nur hatte Recht."

Der Prinz begab sich nun mit seinem Gefolge über den Strom; aber kaum waren sie hinüber, als auf einmal die Brücke mit

einem

einem entsetzlichen Krachen einstürzte. „Desto besser!“ sagte Badanazir: „der Himmel will nicht, daß ich in mein Vaterland zurückkehre, wo ich nur ein bloßer Fürst geblieben wäre. Ich werde Kayser von Pegu werden; wenn ich also dieses Kayserthum erhalte, werde ich mein kleines Fürstenthum nicht besitzen. Ich werde Badanazir seyn, und werde es nicht seyn.“ —

So erklärte sich der Prinz die Worte des Sterndeuters und setzte seine Reise wieder einige Meilen mit dem größten Vergnügen fort. Aber zu Ende des Tages wurde er mit seinem Gefolge auf einmal von einer unübersehlichen Reihe hoher Berge eingeschlossen.

Alles gerieth hier wieder in Verzweiflung und schrye: „Der Himmel will, daß wir hier umkommen sollen; er hat die Brücke zerbrochen und dies Gebirge hieher gesetzt, um uns alle Hoffnung zur Rückkehr zu benehmen. O, Badanazir! O unglücklicher Prinz! Wir wer-



in Thränen ausbrach, die Augen verdrehete und von Zeit zu Zeit rief: „O, Jerub, Jerub! Du hattest wohl Recht.“ —

„Ich höre an der Aussprache,“ sagte einer der Aerzte zu dem peguanischen Herrn: „daß dieser junge Mann ein Fremder ist, der die Luft in dieser Gegend nicht vertragen kann, und sehe an seinen Augen, daß er nicht recht bey Verstande ist. Ueberlassen Sie ihn mir, ich will ihn wieder gesund machen und dann in sein Vaterland zurückschicken.“ — Der andre Arzt aber rieth: daß man den jungen Mann, der nur vor Kummer krank wäre, auf die Hochzeit der Prinzessin führen und tanzen lassen sollte, welches ihn gewiß von seiner Krankheit heilen würde.

Während die beyden Aerzte sich berathschlagten und Mittel zur Heilung des Kranken angaben, erhohlte sich dieser wieder und gab zu verstehen, daß die beyden Aerzte sich entfernen möchten. Nachdem man diese also abgefertigt hatte, blieb der Prinz mit seinem Wirth allein

allein. „Ich bitte Sie um Vergebung,“ sagte er jetzt zu ihm: „daß ich in Ihrer Gegenwart ohnmächtig geworden bin. Ich weis, daß das nicht höflich ist; aber ich kann nichts dafür. Ich bitte Sie daher, für Ihre Gütigkeit, meinen Elephanten zum Geschenk anzunehmen.“

Der peguanische Herr wollte sich zwar Anfangs nicht zur Annahme dieses Geschenks verstehen, weil er, wie er sagte, sich ein Vergnügen daraus machte, jedermann, soviel in seinen Kräften stände, zu dienen, und das um Gotteswillen. Da aber der Prinz mit Bitten noch ferner in ihn drang, so nahm er endlich das Geschenk an. Hierauf erzählte ihm der Prinz alle seine Begebenheiten, nahm sich aber wohl in Acht, ihm die Ursache seiner Reise zu entdecken. Aber ich beschwöre Sie, schloß er endlich: sagen Sie mir, wer der glückliche Mümmel ist, der die liebenswürdige Prinzessin von Pegu heurathet; warum ihn ihr Vater zum Schwiegersohn gewählt, und warum ihn die Prinzessin zum Gemahl angenommen hat?



„O mein Herr,“ sagte der Peguaner: „die Prinzessin will von dem Herrn Mummul ganz und gar nichts wissen: sie zerfließt in Thränen, während daß das ganze Land mit Freuden ihre Hochzeit feyert; sie hat sich in den Thurm ihres Pallastes eingeschlossen, und will keine von den Ergötzlichkeiten mit ansehen, die man ihr zu Gefallen anstellt.“

Da der Prinz dieses hörte, ward er wie neu geboren, und die Röthe, die der Schmerz verlöscht hatte, erschien wieder auf seinem Gesichte. O, sagen Sie mir, fiel er dem Peguaner ins Wort: sagen Sie mir, warum der Kayser von Pegu, der doch ein sehr stolzer Herr seyn soll, seine Tochter mit Gewalt dem Herrn Mummul geben will, von dem sie doch, wie Sie sagen, nichts wissen will?

„Die Sache verhält sich so:“ erwiederte der Peguaner. „Se. Maj. unser allergnädigster Kayser hatten einen Diamant und einen Wurfspieß. Beyde schenkten Sie ihrer

Prin=

Prinzeſſin Tochter. Nun begab ſichs aber nach einiger Zeit, daß Se. Maj. wieder nach dieſen beyden Stücken fragten und ſie zu ſehen verlangten; erfuhren aber mit Schrecken von Ihrer Prinzeſſin Tochter, daß ihr dieſelben entwendet worden wären. Da nun aber dieſe beyden Kleinodien Sr. Maj. ſehr am Herzen lagen, ſo geriethen ſie in Verzweiflung, daß ſie nicht erfahren konnten, wohin ſie gekommen wären. Sie verſprachen alſo demjenigen, der eins davon wiederbringen würde, Ihre Prinzeſſin Tochter zur Gemahlin. Da fand ſich denn ein gewiſſer Herr Mummul, der den Diamant hatte, und den nun morgen unſre gnädigſte Prinzeſſin heurathen ſoll.“ —

Der Prinz war voller Freuden über dieſe Nachricht, weil er ſich noch in dem Beſitz des Diamants glaubte, den er von ſeiner geliebten Prinzeſſin zum Geſchenk erhalten, dem aber Nur heimlich entwendet und verkauft, dafür aber einen andern unächten hingelegt hatte. Er nahm kurzen Abſchied von ſeinem Wirth und

 eilte

„O mein Herr," sagte der Peguaner: „die Prinzessin will von dem Herrn Mummul ganz und gar nichts wissen: sie zerfließt in Thränen, während daß das ganze Land mit Freuden ihre Hochzeit feyert; sie hat sich in den Thurm ihres Pallastes eingeschlossen, und will keine von den Ergötzlichkeiten mit ansehen, die man ihr zu Gefallen anstellt."

Da der Prinz dieses hörte, ward er wie neu geboren, und die Röthe, die der Schmerz verlöscht hatte, erschien wieder auf seinem Gesichte. O, sagen Sie mir, fiel er dem Peguaner ins Wort: sagen Sie mir, warum der Kayser von Pegu, der doch ein sehr stolzer Herr seyn soll, seine Tochter mit Gewalt dem Herrn Mummul geben will, von dem sie doch, wie Sie sagen, nichts wissen will?

„Die Sache verhält sich so:" erwiederte der Peguaner. „Se. Maj. unser allergnädigster Kayser hatten einen Diamant und einen Wurfspieß. Beyde schenkten Sie ihrer

Prin-

Prinzessin Tochter. Nun begab sichs aber nach einiger Zeit, daß Se. Maj. wieder nach diesen beyden Stücken fragten und sie zu sehen verlangten; erfuhren aber mit Schrecken von Ihrer Prinzessin Tochter, daß ihr dieselben entwendet worden wären. Da nun aber diese beyden Kleinodien Sr. Maj. sehr am Herzen lagen, so geriethen sie in Verzweiflung, daß sie nicht erfahren konnten, wohin sie gekommen wären. Sie versprachen also demjenigen, der eins davon wiederbringen würde, Ihre Prinzessin Tochter zur Gemahlin. Da fand sich denn ein gewisser Herr Mummul, der den Diamant hatte, und den nun morgen unsre gnädigste Prinzessin heurathen soll." —

Der Prinz war voller Freuden über diese Nachricht, weil er sich noch in dem Besitz des Diamants glaubte, den er von seiner geliebten Prinzessin zum Geschenk erhalten, dem aber Nur heimlich entwendet und verkauft, dafür aber einen andern unächten hingelegt hatte. Er nahm kurzen Abschied von seinem Wirth und

 eilte

„O mein Herr," sagte der Peguaner: „die Prinzessin will von dem Herrn Mummul ganz und gar nichts wissen: sie zerfließt in Thränen, während daß das ganze Land mit Freuden ihre Hochzeit feyert; sie hat sich in den Thurm ihres Pallastes eingeschlossen, und will keine von den Ergötzlichkeiten mit ansehen, die man ihr zu Gefallen anstellt."

Da der Prinz dieses hörte, ward er wie neu geboren, und die Röthe, die der Schmerz verlöscht hatte, erschien wieder auf seinem Gesichte. O, sagen Sie mir, fiel er dem Peguaner ins Wort: sagen Sie mir, warum der Kayser von Pegu, der doch ein sehr stolzer Herr seyn soll, seine Tochter mit Gewalt dem Herrn Mummul geben will, von dem sie doch, wie Sie sagen, nichts wissen will?

„Die Sache verhält sich so:" erwiederte der Peguaner. „Se. Maj. unser allergnädigster Kayser hatten einen Diamant und einen Wurfspieß. Beyde schenkten Sie ihrer

Prin-

Prinzessin Tochter. Nun begab sichs aber nach einiger Zeit, daß Se. Maj. wieder nach diesen beyden Stücken fragten und sie zu sehen verlangten; erfuhren aber mit Schrecken von Ihrer Prinzessin Tochter, daß ihr dieselben entwendet worden wären. Da nun aber diese beyden Kleinodien Sr. Maj. sehr am Herzen lagen, so geriethen sie in Verzweiflung, daß sie nicht erfahren konnten, wohin sie gekommen wären. Sie versprachen also demjenigen, der eins davon wiederbringen würde, Ihre Prinzessin Tochter zur Gemahlin. Da fand sich denn ein gewisser Herr Mummul, der den Diamant hatte, und den nun morgen unsre gnädigste Prinzessin heurathen soll.“ —

Der Prinz war voller Freuden über diese Nachricht, weil er sich noch in dem Besitz des Diamants glaubte, den er von seiner geliebten Prinzessin zum Geschenk erhalten, dem aber Nur heimlich entwendet und verkauft, dafür aber einen andern unächten hingelegt hatte. Er nahm kurzen Abschied von seinem Wirth und



eilte auf seinen Kameele in die Hauptstadt. Sobald er vor den Pallast des Kaysers kam, bat er, daß man ihn vorlassen möchte, weil er dem Kayser etwas sehr wichtiges zu entdeken hatte. Aber man antwortete ihm, daß es jezt nicht seyn könnte, weil der Kayser mit den Zubereitungen zur Hochzeit seiner Prinzessin Tochter beschäftigt wäre. Da er es aber gar zu nothwendig machte, führte man ihn endlich doch vor den Kayser, der ihn aber nicht kannte.

„Allergnädigster Herr," sagte er zu ihm: „der Himmel bekröne die Tage Ew. Maj. mit Ruhm und Herrlichkeit. Ihr Herr Schwiegersohn ist ein Betrüger." —

Wie? Was? Ein Betrüger! fiel ihm der Kayser mit funkelnden Augen ins Wort, indem er sich den Bart strich: Redet man so mit seinem Kayser von Pegu, von dem Schwiegersohn, den er selbst gewählt hat?

„Ja, ein Betrüger!" antwortete der Prinz entschlossen: „und um es Ew. Maj. zu

be-

beweisen, so sehen Sie hier Ihren Diamant." —

Der Kayser, der ganz erstaunt war, hielt die beyden Diamanten gegen einander; da er sich aber nicht darauf verstand, so konnte er auch nicht sagen, welches der rechte sey. „Da sind zwey Diamanten," sagte er, indem er bedenklich den Kopf schüttelte: „und ich habe nur Eine Tochter. Hm! hm! das ist doch eine wunderliche Sache!" —

Er schickte nach seinem künftigen Schwiegersohne und fragte ihn bey seiner Ankunft, ob er ihn etwa betrogen hätte? Herr Mummul schwur, daß er seinen Diamant von einen Armenier gekauft habe; der Prinz aber sagte nicht, wo er den seinigen her hätte, sondern schlug ein Mittel vor, wie die Sache entschieden werden könnte. Se. Maj. möchten ihm nämlich erlauben, auf der Stelle mit seinem Mitbuhler zu fechten. Es ist nicht genug, sagte er: daß Ihnen Ihr Schwiegersohn einen Diamant giebt; er muß Ihnen

auch Beweise von seiner Herzhaftigkeit geben. Erlauben Ew. Maj., daß derjenige, der den andern erlegt, die Prinzessin heurathet?

„Sehr gern," antwortete der Kayser: „das wird ein sehr schönes Schauspiel für meinen Hof seyn; schlagt euch geschwind mit einander. Der Ueberwinder soll, nach der hiesigen Gewohnheit, die Waffen des Ueberwundnen anlegen und meine Tochter zur Gemahlin haben."

Auf diese Erklärung des Kaysers begaben sich die beyden Mitbuhler sogleich in den Hof hinab. Auf der Treppe saß ein Rabe und eine Elster. Der Rabe schrye: „schlagt euch, schlagt euch." — Die Elster: „schlagt euch nicht." — Der Kayser mußte darüber lachen: aber die beyden Mitbuhler ließen sich nicht irre machen.

Sobald sie in den Hof kamen, schlossen die Hofleute einen Kreis um sie und sie machten sich zum Kampf bereit. Die Prinzessin, die sich beständig in ihrem Thurme verschlossen hielt, wollte dieses Schauspiel nicht mit

ansehen; sie ließ sich's nicht einfallen, daß ihr geliebter Prinz in Pegu wäre und hatte einen solchen Abscheu vor dem Herrn Mummul, daß sie ihn nicht sehen wollte, so sehr man sie auch bat, das Schauspiel mit anzusehen."

Unterdessen war der Kampf für den Prinzen sehr glücklich abgelaufen. Herr Mummul, der sich nicht aufs Fechten verstand, bekam gar bald seinen Rest, und das Volk erhob über seinen Tod ein Freudengeschrey, weil er häßlich war, Badanazir aber sehr hübsch aussah.

Der Prinz zog nun das Panzerhemde des Ueberwundnen an, that seine Leibbinde um, setzte seinen Helm auf, und kam in Begleitung des ganzen Hofs und unter dem Schalle der Trommeln und Pfeifen unter die Fenster seiner geliebten Almira. Zum Unglück sah die Prinzessin eben durch das Fenster und da sie die Waffenrüstung eines Menschen erblickte, den sie verabscheute, lief sie voller Verzweiflung zu ihrer chinesischen Kiste, nahm den un-

 glück-

glücklichen Wurfspies heraus, wünschte ihn in den Leib des Ueberwinders und den Augenblick durchbohrte er den Prinzen ungeachtet des Panzers.

Badanazir that einen lauten Schrey und stürzte zu Boden. An diesem Schrey glaubte die Prinzessin die Stimme ihres Liebhabers zu erkennen und stürzte mit zerstreuten Haaren und blassem Gesicht die Treppe herunter. Ich vermag nicht, den Schmerz und den Schrecken zu beschreiben, die sie befielen, als sie ihren geliebten Prinzen erkannte und in seinem Blute liegen sah. Sie fiel über ihn her und umarmte ihn. „Nimm," sagte sie zu ihm; „die ersten und die letzten Küsse deiner Liebhaberin, deiner Mörderin!" —

Hierauf zog sie den Wurfspies aus seiner Wunde, wünschte sich ihn ins Herz und stürzte tod über ihren Geliebten hin. Der Kayser, der vor Schrecken halb tod war, suchte seine Tochter wieder ins Leben zurück zu rufen; aber umsonst! Sie war und blieb tod.

Er

Er verfluchte den unglaublichen Wurfspies, brach ihn in Stücken, und warf die beyden Diamante weit von sich weg. Hierauf ließ er den blutigen Badanazir, der noch Zeichen des Lebens von sich gab, in seinen Pallast tragen.

Das erste, was dem Prinzen, als er wieder zu sich kam, in die Augen fiel, war — Jerub und Nur, die an beyden Seiten seines Bettes standen. „O Grausame!“ — sagte er mit matter Stimme: „warum habt ihr mich verlassen?“ — Ich habe Sie keinen Augenblick verlassen, sagte Jerub. — Ich bin immer bey Ihnen gewesen, antwortete Nur.

„Wollt ihr in meinen letzten Augenblicken meiner noch spotten?“ sagte Badanazir.

Sie können mir aufs Wort glauben, antwortete Jerub. Sie wissen, daß ich diese unglückliche Reise nach Pegu niemals gebilligt habe, weil ich die schrecklichen Folgen derselben voraussah. Ich war der Adler, der mit dem Geyer kämpfte, und ihm die Federn ausriß; ich bin der Elephant gewesen, der Ihr

Geräthe forttrug, um Sie zu nöthigen, in Ihr Vaterland zurück zu kehren. Ich war der Esel, der Sie wider Ihren Willen nach Hause tragen wollte; ich habe Ihre Pferde versteckt; ich habe den Strom geschaffen, der Sie verhinderte, weiter zu gehen; ich habe die Berge hingesetzt, die Ihnen den Weg versperrten; ich war der Arzt, der Ihnen die Luft Ihres Landes anrieth, und ich war auch die Elster, die Ihnen zurief, daß Sie sich nicht schlagen möchten. —

Und ich, sagte, Nur: ich war der Geyer, der dem Adler die Federn ausriß, das Rhinoceros, das dem Elephanten Stöße mit dem Horn gab, der häßliche Bauer, der den Esel schlug; der Kameelhändler, der Ihnen für den Esel Kameele gab, um Ihren Verderben entgegen zu eilen; ich habe die Brücke über den Fluß geschlagen, über welchen Sie gesetzt; ich habe die Höle gegraben, durch die Sie gegangen sind; ich war der Arzt, der Ih-

nen

nen das Tanzen rieth, und der Rabe, der Ihnen zurief, daß Sie sich schlagen sollten. —

Bey Endigung dieser Worte bedeckten vier schwarze Flügel Nur's und vier weiße Jerubs Leib.

„I, das Gott, was seh ich!“ sagte der Prinz erstaunt, als er die Veränderung gewahr wurde.

Du siehst deine beyden Geniusse, antwortete Jerub und Nur zugleich.

„Ey der tausend, meine Herrn,“ sagte der unglückliche Badanazir zu ihnen: „in was haben Sie sich gemischt? Und wozu zwey Geniusse für einen armen Menschen?“

Es ist einmal die Mode so, sagte Jerub: ein jeder Mensch hat seine zwey Geniusse. Ich bin dein guter Genius und mein Amt war, über dir bis auf den letzten Augenblick deines Lebens zu wachen; ich habe es treulich verwaltet.

„Und ich war dein böser Genius,“ sagte Nur: „mein Amt war: dich in dein Verderben zu stürzen. Und du mußt gestehen,

daß



daß ich mir keine Mühe habe verdrüßen lassen, dies zu bewirken."

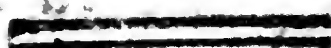
Erinnerst du dich noch an den Ausspruch des Sterndeuters, sagte Jerub: wenn du gegen Morgen gehst, wirst du gegen Abend seyn?

Leider! erwiederte der Prinz mit einem tiefen Seufzer: aber ich habe ihn nicht verstanden.

„Deine Schuld," sagte Rur. „Man begräbt hier die Todten mit dem Gesicht gegen Abend gekehrt. Der Ausspruch war deutlich genug, warum hast du ihn nicht begriffen! Du bist der Besitzer von etwas gewesen, und du besitzest nichts; denn du hattest zwar den Diamant, aber er war falsch, weil ich den ächten weggenommen und an einen Armenier verkauft hatte, damit du Reisegeld bekämst. Du bist Badanazir und ein Ueberwinder; aber du hörst auf es zu seyn, denn — du mußt sterben. —

Mit diesen Worten drückt' er seine zwey Daumen so fest auf die Schläfe des Prinzen, daß dieser todt auf sein Bette zurück sank.

Sein Leichnam wurde mit dem Leichnam seiner geliebten Almira, nach dem Gebrauch dieser Völker, zu gleicher Zeit verbrant und ihre Asche in Krügen aufbewahrt.



V. Der

V.

Der eiserne Mann,

oder: –

der Lohn des Gehorsams.

In der uralten Stadt Babylon, deren Einwohner ehemals den furiosen Einfall hatten, einen Thurm bis an die Wolken zu bauen, herrschte einst ein König, der ein gewaltiger Liebhaber von der Jagd war. Seine Unterthanen gönnten ihm auch das Vergnügen, welches er daran fand, gern, weil er ein so lieber Herr war, der mit seinem Willen kein Kind betrübte und immer fünfe gerade seyn ließ. Nur mußte man ihn nicht beleidigen und thun, was er verlangte, sonst konnte man immer für sein Leben besorgt seyn, weil er in diesem Falle seines eigenen Fleisches und Blutes nicht verschont haben würde.

Als dieser einst sich wieder mit Jagen erlustirte und schon einige Stücke erwählt hatte, wollte er sich eben wieder zurück nach Hause begeben, als ihm noch zu guter letzt ein Hirsch aufstieß, dessen gleichen er noch nie gesehen hatte. Er hatte, — soviel der König in der

Fer-

Ferne sehen konnte, und er sahe gut: denn er hatte seine Augen weder mit Lesen noch mit dem Glaße frapazirt — ein Hirschgeweihe von zwanzig bis vier und zwanzig Enden, und war so groß, wie ein Elephante. Diesen setzte der König nach, und weil er ein sehr furiöser Herr war, so hatte sein Gefolge große Mühe, um ihn zu folgen und nicht aus den Augen zu verlieren. Die Nacht brach herein und noch hatte er den Hirsch mit seinem Wurfspieße nicht erreichen können. Er verlor ihn endlich ganz aus dem Gesichte. Nun war guter Rath theuer, wie er wieder aus dem Walde kommen sollte. Seine Leute hatten sich zwar nach und nach wieder bey ihm eingefunden; aber keiner von ihnen wußte einen Ausweg: denn sie waren ihm alle durch Ab- und Umwege und durch dick und dünne gefolgt, ohne sich darum zu bekümmern, wie sie sich wieder heraus finden könnten. Der König ritt also mit ihnen aufs Gerathewohl fast die ganze halbe Nacht im Walde herum, und, statt heraus zu

kom-

kommen, verirrten sie sich immer tiefer und tiefer hinein.

Endlich nach vielen Hin- und Herreiten, wurden sie in der Ferne den Schein eines Lichts gewahr. Sie sprengten drauf zu und fanden eine Höhle, die rund um mit Gebüsch besetzt war, das ihnen der Eingang sehr erschwerte. Auch waren sie eine ganze Weile unschlüssig, ob sie sich hinein wagen wollten oder nicht: denn sie befürchteten, es möchte die Wohnung von Räubern seyn, die sie, wenn ihre Anzahl groß wäre, ohne Gefahr plündern und umbringen könnten. Da aber fast alle große Herrn gewöhnlich verwegener sind, als andre Leute, so verwies ihnen der König diese Aengstlichkeit, ergriff seinen Wurfspieß und arbeitete sich frisch durch das Gebüsch hindurch. Seine Leute folgten ihm.

Mit Schrecken wurden sie jetzt tief in der Höhle einen Mann gewahr der an einem Steine saß, und der nicht von Fleisch und Bein, wie andre Menschen, sondern von lauter Eisen



zusammengesetzt war, und der sich über ihre Erscheinung eben so sehr zu verwundern schien, als sie sich über seinen Anblick entsetzten.

„Willkommen, König von Babylon," sagte dieses Geschöpf, indem es den König seine eiserne Hand hinreichte: „Willkommen hier in dieser Höhle."

Mit Zittern reichte ihm der König seine Hand hin, die er in eben dem Augenblick für verloren schätzte, als der eiserne Mann sie in die seinige nahm: denn es schien ihm nicht, daß sie so sanft gedrückt werden würde, als wenn seine Gemahlin sie ihm drückte.

Doch seine Furcht war diesmal zu groß gewesen: denn seine Hand kam mit einigen blauen Flecken davon, weil der eiserne Mann sie sehr gelinde gedrückt hatte.

„Was führt dich denn zu mir hierher?" fuhr der eiserne Mann fort.

Das Ohngefähr, sagte der König, der sich jetzt wieder etwas zu erholen anfing, da die Bewillkommungsceremonie noch so ziemlich glück-

lich

lich für ihn abgelaufen war; ich war hier auf der Jagd und verirrte mich mit meinen Leuten. Wir sahen endlich in der Ferne den Schimmer eines Lichts und gelangten, weil wir diesen nachgiengen, endlich hierher. Nun bitt' ich dich, mir bald einen Ausweg aus diesem Walde zu zeigen, weil meine Gemahlin, wegen meines ungewöhnlichen Aussenbleibens vielleicht sehr besorgt um mich seyn dürfte.

„Das will ich," sagte der eiserne Mann, „du mußt dich aber bis zum Anbruch des Tages gedulden."

Was war da zu thun? Es war eine Finsterniß, daß man den andern ohne gesehen zu werden, hätte ins Gesicht greifen können, und so würde sich der König, gesetzt, er hätte auch den Weg gewußt, in Ewigkeit nicht aus dem Walde haben heraus winden können. Wollte er also wohl oder übel, so mußte er in einen sauern Apfel beissen und eine Nacht hier kampiren.

Sobald aber den andern Tag nur der Himmel grauete, machte sich der König mit seinem Gefolge, unter Anführung des eisernen Mannes, auf den Weg. Unterwegs hatte er den Einfall, seiner Gemahlin mit diesem sonderbaren Manne ein Vergnügen zu machen, und weil er sich wohl vorstellen konnte, daß dieser nicht gutwillig mit ihm gehen würde: so gab er seinen Leuten heimlich Befehl, sich seiner beym Ausgange des Waldes zu bemächtigen und ihn mit an den Hof zu nehmen.

Kaum waren sie also wieder auf freyen Felde, so fielen sie über ihn her. Er widersetzte sich zwar und theilte so derbe Ohrfeigen aus, daß diejenigen, denen sie zu Theil wurden, nie wieder Zahnschmerzen bekamen, und hinfort alle Speisen ganz verschlucken mußten; allein sie bemächtigten sich seiner doch, banden ihm Hände und Füße und trugen ihn so nach der Stadt zu. Unterwegs mußte der König freylich viel Vorwürfe von ihm hören; da er aber nie den Gedanken gehabt hatte, ihm zu

scha-

schaden, sondern bloß seiner Gemahlin ein Vergnügen mit ihm zu machen und ihn sodann wieder zurück zu schicken, so ertrug er sie geduldig.

Die Königin hatte wirklich ein ausserordentliches Vergnügen, als sie den eisernen Mann sah und konnte ihren Gemahl nicht genug dafür danken. Als der König sahe, daß sie einen so großen Wohlgefallen an ihm fand: so änderte er seinen Vorsatz, ihn wieder zurück zu schicken, und befahl, daß man ihn in einen Thurm verschließen sollte, wovon er den Schlüssel seiner Gemahlin gab, und daß derjenige, der ihn ohne sein Wissen herausließe, mit dem Leben dafür büßen sollte, es möchte auch seyn, wer es wollte.

Nun hatte der König einen Prinzen, Namens Salkar, der so schön war wie ein Engelchen. Er war das einzige Kind, der Goldsohn der Königin und daher von ihr sehr gehätschelt. Dieser spielte einst an dem Thurme, wo der eiserne Mann gefangen saß, und warf

von ohngefähr seinen Ball in dessen Fenster. Er forderte ihn zurück, aber der eiserne Mann wollte ihn nicht eher 'raus geben, als bis er ihn aus dem Thurme geholfen hätte. Er sollte die Zeit abpassen, sagte er zu ihm: wenn seine Mama schliefe, ihr dann die Schlüssel aus der Tasche nehmen, den Thurm aufschließen und ihn herauslassen: dann sollt' er seinen Ball wieder bekommen. Unter Weinen und Schluchzen über den Verlust seines Balls, versprach der Prinz dem eisernen Manne zu thun, was er ihm geheissen hatte und gieng ganz betrübt zurück aufs Schloß.

Es vergiengen einige Tage, eh' er sein Versprechen erfüllen konnte. Aber endlich fand er doch Gelegenheit, seiner Mama die Schlüssel, da sie eben schlief, aus der Tasche zu praktiziren. Wer war froher als der Prinz! Er eilte geschwind damit zum Thurme, schloß auf und befreyete den eisernen Mann aus seinem Gefängnisse. Er forderte hierauf seinen Ball,

der

der eiserne Mann gab ihm denselben, und machte sich geschwind aus dem Staube.

Als der König den andern Tag erfuhr, daß der eiserne Mann eschappirt sey, da hätte ein Mensch sehen sollen, wie er sich gebährdete. Er wollte vor Zorn ganz aus der Haut fahren, und die arme Königin sollte es ausbaden. Da sie sich aber hoch und theuer vermaß, daß sie unschuldig sey, so wußte der König nicht, auf wen er die Schuld geben sollte. Endlich ließ er ausrufen: daß derjenige, der ihm Nachricht geben könnte, wie der eiserne Mann aus dem Thurme gekommen, tausend Louisd'or zur Belohnung bekommen sollte. Dieses Versprechen that seine Wirkung: denn ein heilloser Mensch, dem die tausend Louisd'or lieber waren, als das Leben des Prinzen, entdeckte dem König: daß er das kleine Prinzchen um die und die Stunde in aller Eil nach dem Thurme habe laufen und die Thüre desselben aufschließen sehen.

Der kleine Salkar wurde nun herbey geholt. Er wollte zwar erst nichts gestehen, da man

man ihm aber mit der Ruthe drohete: so bekannte er endlich, daß er den eisernen Mann aus dem Thurme gelassen und gab zugleich die Ursach an, warum er es gethan habe.

Aber das half ihm wenig: denn der König hatte einmal sein Wort gegeben, daß derjenige, der den eisernen Mann entlaufen ließ, mit seinem Leben dafür büßen sollte, und da er dies öffentlich gethan hatte, so konnte er nicht wieder auf die Hinterfüße treten. Er befahl also, so sehr auch die Königin schrye und weinte, seiner Leibwache: daß sie den Prinzen vor die Stadt führen ihm dort den Kopf abschlagen und ihm zum Zeichen, daß sie dies gethan hätten sein Herz bringen sollten.

Unterwegs fragte das Prinzchen die Soldaten, die ihn umbringen sollten: ob es wehe thäte, wenn man einem den Kopf abschlüge, und ob man hernach nicht mehr Ball spielen könnte? Diese Fragen und die Unschuld und Schönheit des Prinzen, rührte die Herzen der Soldaten bis ins Innerste. Nein, sagten sie,

fest

fest entschlossen, daß Aeusserste zu wagen, um das Leben des Prinzen zu retten: Nein, es soll Ihnen nicht wehe thun, und Sie sollen noch lange den Ball spielen. — Sie beredeten sich also, daß sie dem Prinzen bis zum nächsten Walde bringen und ihm dort seinem Schicksal überlassen, den König aber bereden wollten, daß sie seinen Befehl vollzogen hätten, und zum Beweis davon, ihm das Herz von einem Schweine statt dem Herzen seines Sohnes zu überbringen.

Wie gesagt, so gethan. Sie brachten dem Prinzen bis zum Eingange des Waldes, befahlen ihm dort, immer gerade auszugehen und ja nicht wieder umzukehren, weil man ihm sonst tödten würde, und begaben sich zurück. Unterwegs erlegten sie ein wildes Schwein, dem sie das Herz herausnahmen und es dem König statt dem Herzen seines Sohnes überbrachten. Der König schien damit zufrieden; aber die Königin raufte sich bey diesem Anblick fast alle Haare aus dem Kopfe.

zu deinem Besten, und es hängt blos von dir ab, wenn wir uns bald wieder sehen wollen. Nur allein blinder Gehorsam in allem, was ich dir befehlen werde, wird dies vermögen. Jetzt höre, was ich dir sagen will. Nicht weit von hier liegt ein Königreich, dessen Beherrscher eine schöne Tochter hat. In diese wirst du dich verlieben." —

Verlieben? fiel hier der Prinz dem eisernen Manne ins Wort: Wie mach' ich denn das?

„Du wirst es bald erfahren," fuhr der eiserne Mann fort. „Jetzt höre weiter: Zu diesem König mußt du dich verfügen und ihn um die Stelle eines Küchenjungen bitten, und hernach — doch genug für diesmal. Jetzt leg' dich nieder, damit du dich früh auf den Weg machen kannst."

Den andern Tag brachte ihn der eiserne Mann bis an den Ausgang des Waldes, wo er ihm den Weg bezeichnete, den er nehmen sollte, und nachdem er ihm zuvor nochmals ein-

eingeprägt, was er zu thun hätte, ihn verließ und sich mit schweren Herzen in seine Höhle zurück begab. Salkar verfolgte nun den ihm bezeichneten Weg und gelangte endlich in der Stadt Sodom an. Er gieng sogleich ins Schloß und wollte sich eben in das Zimmer des Königs begeben, als ihn der Kammerdiener beym Arm ergriff und zurück zog. „Sachte, sachte, junger Musje!“ sagte dieser: „man läuft nicht so geradezu in das Zimmer des Königs. Ich muß Ihn erst melden. Wer ist Er? Was will Er?“

Ich bin ein junger Mensch, sagte der Prinz: und wollte gern den König um die Stelle eines Küchenjungen bitten.

„Ich werde das Sr. Maj. dem König melden,“ erwiederte der Kammerdiener: „Wart' Er hier so lange, bis ich wieder komme. Vielleicht läßt ihn mein gnädigster Herr selber vor sich kommen.“

Bald darauf mußte der Prinz auch wirklich ins Zimmer. Der König, der eben Kaffee



fee trank, besah ihn bey seinem Eintritt vom Kopf bis zu den Füßen, und fragte ihn sodann, warum er nicht lieber etwas anders zu werden wünschte? Die Geschäfte eines Küchenbuben wären zu schmutzig. Er wollte ihm was anders lernen lassen, er möchte nur sagen, wozu er Lust hätte? —

„Zu nichts andern,“ sagte der Prinz: „mein einziger Wunsch ist, in der Küche angestellt zu werden.“

Nun, wenn du es denn nicht anders haben willst, erwiederte der König: so soll dein Wunsch erfüllt werden. Geh zum Küchenmeister und melde dich bey ihm, der wird dir sagen, was du zu thun hast.

Der Prinz entfernte sich voller Freuden, daß er so bald zu seinem Zweck gelangt war, und begab sich zum Küchenmeister, der ihn, als er ihm sagte, daß der König ihn an ihm gewiesen hätte, augenblicklich beym Bratspieß anstellte, wo er den ganzen Tag Braten wenden, Spicken und andere dergleichen Geschäf-

te

te verrichten mußte. Dies trieb er drey ganzer Jahre an, ohne daß er seinen eisernen Mann ein einzigesmal besucht hätte, weil dieser ihm ausdrücklich verboten hatte, vor Verlauf dreyer Jahre zu ihm zu kommen. Da diese Zeit nun aber verstrichen war, so macht' er sich, nachdem er zuvor Urlaub genommen, auf den Weg zu ihm. Dieser hatte eine herzliche Freude, als er ihn wieder sah und der Prinz mußte ihm erzählen, wie es ihm unterdessen ergangen war.

„Deine Prüfungszeit hast du nun überstanden,“ sagte der eiserne Mann, nachdem der Prinz seine Erzählung geendigt hatte. „Was du nun zu thun hast, wird dir nicht so schwer fallen. „Hier,“ fuhr er fort, indem er ihm einen silbernen Ball gab: „hier nimm diesen Ball und begieb dich damit zurück nach der Stadt und unter das Fenster der Prinzessin. Sobald diese deinen Ball sehen wird, wird sie ihn auch von dir verlangen. Aber hüte dich, ihr ihn eher zu geben, als bis sie dir er-

erlaubt hat, vor ihrem Zimmer zu schlafen. Willigt sie darein und du hast eine Nacht vor ihrem Zimmer geschlafen, dann komm wieder zu mir, und ich werde dir dann sagen, was du weiter zu thun hast.“

Salkar, der gewohnt war zu thun, was der eiserne Mann befahl, ohne erst zu fragen, warum er es thun sollte, begab sich also wieder zurück nach der Stadt und unter das Fenster der Prinzessin, wo er mit seinem silbernen Ball so lange spielte, bis die Prinzessin von ohngefähr zum Fenster heraussahe und ihn gewahr wurde. Der silberne Ball fiel ihr sogleich in die Augen und sie rief dem Prinzen zu:

„Hör' Er 'mal, mein Freund! will Er wohl so gut seyn und mir den Ball überlassen? Ich will Ihm geben, was Er dafür haben will.“

Dem Prinzen, der die Prinzessin noch nie so nahe gesehen hatte, als jetzt, fiel ihre Schönheit so in die Augen, daß er auf ein-

mal

mal wie bezaubert auf einem Fleck stehen blieb. Er wollte reden, aber die Worte erstarben ihm auf der Zunge, und das Blut trat ihm nach dem Herzen und Gesicht. Er hätte ihr gern den Ball geschenkt, wenn er sich nicht noch zur rechten Zeit an den Befehl des eisernen Mannes erinnert hätte. Er sagte also mit Zittern und Stottern und ohne die Augen aufzuschlagen: daß er ihr gern den Ball überlassen wollte und weiter nichts dafür verlangte, als daß sie ihm erlauben möchte, nur eine einzige Nacht vor ihrem Zimmer zu schlafen.

Trinchen, so hieß die Prinzessin, verwunderte sich höchlichst über den sonderbaren Einfall dieses Menschen. Sie konnte sich aber nicht verwehren, bey sich zu gestehen, daß sie noch nie einen so hübschen Menschen gesehen hätte, und daß es wirklich Schade um ihn wäre, daß er nur ein Küchenbube sey.

„Er ist wunderlich," sagte sie. „Was kann Ihm das helfen, wenn ich Ihn seine Forderung zugestehe? Wär es nicht besser,



wenn Er für seinen Ball Geld oder ein einträgliches Amt verlangte?"

Verzeihen Sie, schönste Prinzessin, antwortete Salkar, der jetzt etwas dreuster geworden war: wenn ich auf meiner Forderung beharre. Die Gewährung meiner Bitte wird mich glücklicher machen, als wenn ich alles Geld und alle Aemter in der ganzen Welt bekäme.

„Nun, wenn Er's denn nicht anders haben will," erwiederte die Prinzessin mit Lächeln: „so will ich Ihm nicht an seinem Glükke hinderlich seyn."

Wer war froher als der Prinz, daß ihm die Prinzessin sein Verlangen zugestanden hatte! Er überreichte ihr mit Freuden den Ball, und da er sahe, daß sie vom Fenster zurücktrat, so entfernte er sich ehrerbietig.

Als die Nacht herbey kam, nahm er ein Bund Stroh und begab sich damit vor das Zimmer der Prinzessin. Hier bereitete er sich davon sein Lager, legte sich darauf, und schlief,

so

so viel es der Gedanke an die Prinzessin erlaubte, die seinen Augen immer vorschwebte, er mochte sie offen oder zu haben, ruhig ein.

Den andern Morgen, noch ehe jemand im Schlosse wach war, begab er sich, da er zuvor das Stroh von der Thür der Prinzessin weggeschaft hatte, auf den Weg zu seinem eisernen Manne und erzählte ihm, wie er seinen Befehl ausgerichtet hätte.

„Du hast deine Sachen recht brav gemacht,“ sagte dieser: „aber jetzt steht dir eine andre von mehr Wichtigkeit bevor. Der König von Sodom, der Vater von deiner lieben Prinzessin,“ fuhr er schalkhaft fort und freuete sich, als er sahe, daß der Prinz bey diesen Worten über und über roth wurde: „führt Krieg mit seinem Nachbar, dem König von Gomorra, weil jener diesem seine Tochter nicht zur Gemahlin geben will. Nun les' ich aber in dem Buche des Schicksals, daß der König von Sodom geschlagen werden würde, wenn ich ihm nicht zu Hülfe käme. Ich habe dich

 daher

daher dazu bestimmt, ihm den Sieg erfechten zu helfen. Du wirst also beym Ausgang des Waldes ein Pferd und auf diesem eine Rüstung und alles was dazu gehört, finden. Diese leg an und begieb dich damit keck unter die Feinde. Sobald du aber siehst, daß der Sieg auf deiner Seite ist, dann suche dich unbemerkt weg zu stehlen und komm wieder hierher, wo ich dir weitere Befehle ertheilen werde.“

Salkar begab sich nun wieder auf den Rückweg und fand wirklich am Ausgange des Waldes ein Pferd, dessengleichen er nie an Schönheit so gesehen hatte, mit dem Zaum, der von Gold starrte, an einen Baum gebunden. Der Sattel war mit rothem Sammt überzogen und mit goldnen Tressen besetzt, worauf orientalische Perlen, so groß wie die Zuckererbsen, wie gesäet waren; die Steigbügel und die Hufeisen waren von gediegenem Gold und statt der Nägel mit Diamanten eingefaßt. Die Rüstung war nicht minder prächtig. Helm, Bruststück und alles übrige waren von geschliffenen

fenen Stahl, reichlich mit Perlen und Diamanten besetzt, die einen solchen Glanz von sich warfen, daß man nicht wagen durfte, es anzusehen, ohne geblendet zu werden. Das Schwerd war eine damascener Klinge und der Griff aus einem einzigen Rubin verfertigt. Das Schild bestand aus einem einzigen Smaragd und die Lanze war von dem schönsten Mahagonyholze gearbeitet, woran sich eine Spizze von geschliffenem Diamant befand. Kurz, es war alles prächtig!

Diese kostbare Rüstung legte der Prinz, so gut er konnte, an, gürtete das Schwerd und, schwang sich aufs Roß, nahm die Lanze in die Hand, und nun ging's, wie ein Vogel in der Luft, immer über Berg und Thal. Unterwegs erkundigte er sich, wo die Armee des Königs von Sodom stände, und erfuhr, daß sie nicht weit von der Salzsäule ihr Lager aufgeschlagen hätte. Der Prinz merkte gleich, daß es die Salzsäule wäre, worein die Madam Lot, zur Strafe für ihre Neugierde ver-

wandelt worden war, und da er den Weg dahin wußte, so gelangte er auch bald bey der Armee an.

Er kam just zur rechten Zeit: denn beyde Heere lagen einander schon in den Haaren, und die Armee des Königs von Sodom war eben im Begriff Reisaus zu nehmen, als er sich an ihre Spitze stellte, ihnen Muth zusprach und mit seinen Beyspiele vorgieng. Auf einmal wandte sich das Blatt: denn da die Armee des Königs von Sodom sah, was für große Thaten dieser Unbekannte verrichtete und wie er alles vor sich nieder warf und hieb, was ihm in den Weg kam; so bekamen sie auf einmal wieder Herz. Sie giengen mit neuer Wuth auf ihre Feinde los, und nun hätte ein Mensch sehen sollen, wie die Sodomiter unter den Gomorranern haus'ten! das Metzeln wollte gar kein Ende nehmen, und das Blut floß stromweis.

Da Salkar sahe, daß der Sieg nun völlig auf der Seite der Sodomiter sey, weil die

Gomorraner schon das Feld geräumt hatten: so stahl er sich heimlich von der Armee weg und begab sich wieder zu seinem eisernen Manne, dem er den Ausgang der Schlacht erzählte und von dem er wieder neue Verhaltungsbefehle erhielt, nämlich: er sollte jetzt seine Rüstung ab und die Kleidung eines Küchenbuben wieder anlegen, sich zurück nach dem Schlosse des Königs von Sodom begeben und mit einem goldnen Ball, den er ihn zugleich gab, wieder unter dem Fenster der Prinzessin spielen. Diese würde, wie das vorigemal, denselben von ihm verlangen; er sollte ihr ihn aber jetzt unter keiner andern Bedingung geben, als bis sie ihm erlaubt hätte, eine Nacht vor ihrem Bette zu schlafen. Wäre dies geschehen, dann sollt' er wieder zu ihm kommen und mehr hören.

Unterdessen hatte der König von Sodom sich auf das sorgfältigste nach dem fremden Ritter erkundigt, der unter seinen Augen so viel große Thaten verrichtet hatte und dem er



den ganzen Sieg, den er über die Gomorraner erhalten, verdankte, um sich bey ihm dafür zu bedanken. Aber niemand konnte ihm Nachricht von ihm geben, weil alle, durch das Beyspiel des Ritters aufgemuntert, bloß mit Vertilgung der Feinde beschäftigt gewesen waren und beym Nachsetzen ihn ganz aus der Acht gelassen hatten. Der König setzte also einen Preis für demjenigen aus, der ihn auskundschaften würde. Man gab sich auch alle ersinnliche Mühe, diesen Preis zu erhalten; aber alle Nachforschungen waren vergebens. Er zog also mit seiner siegreichen Armee wieder nach der Stadt zurück.

Der Prinz hatte sich unterdessen wieder als Küchenbube unter das Fenster der Prinzessin begeben, wo er mit seinem goldnen Ball das nämliche that, was er zuvor mit den silbernen gethan hatte, er spielte damit. Trinchen, die ihn jetzt auch wieder gewahr wurde, und der dieser goldne Ball besser gefiel, als der silberne, verlangte diesen auch und versprach,

sprach, ihm zu geben, was und wieviel er nur dafür haben wollte. Aber der Prinz verlangte weiter nichts, als die Erlaubniß, eine Nacht vor ihrem Bette schlafen zu dürfen. Die Prinzessin konnte sich nicht enthalten, sich über die uneigennützige Gesinnung dieses Menschen zu verwundern, und weil sie etwas für ihn fühlte, das sie sich noch nicht erklären konnte, weil sie erst funfzehn Jahr alt war; so wurde dadurch bey ihr der Wunsch erregt, daß er mehr als Küchenbube seyn möchte. — Da sie also sah, daß der Prinz von seinem Verlangen nicht abgieng, so gestand sie ihm endlich seine Forderung zu. Als die Nacht herbey kam, legte sie sich in einem andern Zimmer zur Ruhe, und der Prinz schlug sein Lager vor dem leeren Bette der Prinzessin auf, wo er auch die ganze Nacht ziemlich ruhig schlief, nur daß er am Morgen im Traum viel mit der Prinzessin zu schaffen gehabt hatte. Mit Anbruch des Tages begab er sich wieder zu seinem eiser-



nen Manne, dem er erzählte, wie er seinem Befehl ausgeführt hatte.

Dieser bezeigte seine Zufriedenheit über sein Betragen und befahl ihm einige Zeit darauf, nun die letzte Hand ans Werk zu legen. „Der König von Gomorra," sagte er: „hat die Ueberbleibsel von seiner Armee gesammlet und will den König von Sodom noch eine Schlacht liefern. Er hofft, diesmal glücklicher, als das vorigemal zu seyn, weil er vernommen hat, daß niemand weiß, wo du hingekommen bist. Wirf dich also wieder in deine Rüstung und hilf dem Vater deiner geliebten Prinzessin noch einmal den Sieg erfechten. Sodann komm wieder hieher, wo ich dir den letzten Befehl ertheilen werde. Aber hüthe dich, daß niemand deine Entfernung von der Armee bemerkt und den Ort, wohin du dich wendest, auskundschaftet."

Der Prinz versprach dem eisernen Manne, soviel möglich alles aufs genauste zu erfüllen, was er ihm befohlen hätte, legte seine Rüstung

sprung an, schwenkte sich auf sein Roß und eilte zu der Armee des Königs von Sodom. Bey seiner Ankunft fand er schon beyde Heere gegen einander und die Schlacht nahm eben ihren Anfang. Sogleich begab er sich an die Spitze der Sodomiten, und als diese ihn gewahr wurden, erhoben sie ein Freudengeschrey, das den Gomorranern wenig Gutes prophezeyhete: denn der Muth der Sodomiter wuchs bey seiner Ankunft um die Hälfte, und es entstand wieder ein so gewaltiges Gemetzel unter den Gomorranern, daß man bis über die Knie im Blute waden mußte. Der Prinz that Wunder der Tapferkeit, bekam aber, da sich schon der Sieg auf seine Seite lenkte und die Gomorraner im Weichen waren, eine leichte Wunde am Arm, die ihn unfähig machte, weiter zu fechten. Man brachte ihn aus dem Gedränge, und da man nicht gleich etwas bey der Hand hatte, womit man ihn hätte verbinden können: so gab der König von Sodom seine Leibschärpe her, die von der Prin-

zessin gestickt und worin ihr Name befindlich war. Mit dieser verband man ihn, und weil man glaubte, daß er sich wegen seiner Wunde nicht entfernen könnte, so gab man nicht so genau Acht auf ihn. Sobald er dieses merkte und hörte, daß der Feind auf der Flucht sey, stahl er sich heimlich von der Armee weg, schwang sich auf sein Roß und jagte in vollem Rennen dem Aufenthalte des eisernen Mannes zu.

Wie dieser den Prinzen so eilig zu ihm zurückkehren sah, ging er ihm mit freundlichem Gesichte entgegen, und bezeigte ihm seine Zufriedenheit über seinen strengen Gehorsam. „Du verdienst, was ich für dich thun will," sagte er, indem er dem Prinzen die Backen so sanft klopfte, als es die Schwere seiner Hand zuließ: „und es freut mich, daß ich mich nicht in dir geirrt habe. Nimm diesen diamantnen Ball, — ich gebe dir ihn nicht, dich noch mehr zu erproben, nein; sondern bloß, dir das Glück zu verschaffen, dessen du

dich

dich durch deine Bravheit würdig gemacht hast. — Verlangt ihn die Prinzessin von dir — und das wird sie, sobald sie ihn nur erblicken wird, — so sag: er sey dir um keinen Preis feil. Doch wolltest du ihr ihn überlassen, wenn sie dich eine Nacht in ihren Bette schlafen ließ."

Salkar kleidete sich also wieder um und ward aus einem schönen Ritter wieder ein schmutziger Küchenbube. Er begab sich den andern Morgen, zum drittenmal unter das Fenster der Prinzessin und trieb da mit seinem schönen glänzenden Ball wieder so lange sein Wesen, bis endlich die Prinzessin zum Fenster heraus sah. Dieser gefiel der diamantne Ball freylich noch weit mehr, als die beyden vorigen, und sie sprach daher dem Prinzen auch um diesen an.

Als sie aber hörte, was der Prinz jetzt wieder für einen Preis darauf setzte, stieg ihre Verwundrung aufs höchste. Es war ihr ganz unbegreiflich, daß ein junger Mensch eine



solche Kostbarkeit hingeben könnte, um eine Nacht in dem Bette eines hübschen Mädchens zu schlafen. Sie suchte ihn daher seine Grille — denn dafür hielt sie seine Forderung — auszureden und bat ihn, etwas anders zu fordern, das von mehr Nutzen für ihn seyn könnte. Da sie aber sahe, daß er steif und fest auf seiner Forderung bestand: so gestand sie ihm endlich seine Bitte zu und erhielt dafür den diamantnen Ball.

Trinchen konnte aber mit diesem Geheimnisse nicht länger gegen ihren Vater hinter dem Berge halten. Sie entdeckte ihm also, wie sie zu den drey Bällen gekommen wäre, und das Sonderbare dabey setzte ihn in keine geringe Verwundrung. Der Küchenjunge kam ihm verdächtig vor, und es bemeisterte sich seiner ein gewisser Gedanke, den er gar nicht wieder aus dem Kopfe bringen konnte. Der Prinz kam ihm für einen Küchenbuben viel zu vornehm vor. Er glaubte also der Prinz wäre der Sohn einer Fee, die ihn auf diese Art

an

an seine Tochter verkuppeln wollte, und der diamantne Ball schien ihm besonders seine Vermuthung zu bestätigen.

Er billigte daher das Verfahren seiner Tochter, die dem Prinzen eine Nacht in ihrem Bette zu schlafen erlaubt hatte, und beschloß, letztern, sobald er schlief, im Bette zu überraschen und, wo möglich, dahin zu bereden, daß er ihm das Räthsel lößte.

Was sich der König einmal in den Kopf gesetzt hatte, davon war er auch nicht abzubringen. Sobald alles im Schlosse im Schlafe lag, eilte er nach dem Zimmer, woraus sich seine Tochter, um dem Prinzen Platz zu machen, heute wieder gebettet hatte, und fand letztere in tiefem Schlafe. Er ging näher, um zu untersuchen, ob er keine Spuren einer Feenschaft an ihm wahrnehmen könnte, und fand nicht, was er suchte; aber dafür etwas, was er nicht gesucht hatte. Der Prinz hatte, weil er, aus mir unbekannten Ursachen, lange Zeit kein Auge zuthun konnte, und sich daher im Bette

im-

immer hin und her geworfen hatte, dem Hemdeknopf verloren, und der Aermel hatte sich daher über die Hälfte des Arms hinauf gestreift. Der König wurde also die verbundene Wunde gewahr, die er in der letzten Schlacht gegen die Gomorraner davon getragen hatte und diese Bemerkung schien ihm Anfangs unbeträchtlich. Da er aber bey genauerer Untersuchung seine Leibschärpe und folglich in seinem Küchenbuben den tapfern Ritter erkannte, war er von Verwunderung starr und sahe bald das Gesicht des schlafenden Prinzen, bald aber die Leibschärpe an, und suchte sich von der Wirklichkeit dessen, was er sah, immer mehr zu überzeugen.

Seine Freude über diese Entdeckung war zu groß, als daß er sie hätte mäßigen, und seine Neugierde zu hoch gespannt, als daß er sie bis den andern Morgen unbefriedigt lassen können. Er war daher eben im Begriff, den Prinzen zu wecken, als dieser von selbst aufwachte. Das Gott, wie erschrak der arme

Schelm

Schelm nicht, als er den König im Damastnen Schlafrock und in einer großen Federmütze mit dem Lichte in der Hand vor seinem Bette stehen sah! Er hätte schier vor Furcht und Schaam in die Erde kriegen mögen. Aber der König, der dieses bemerkte und ihn am ganzen Leibe zittern sah, suchte ihn zu beruhigen und Muth einzusprechen, hatte aber seine liebe Noth, eh er ihm begreiflich machen konnte, daß die Könige der Erden so gut Menschen wären, als andre, und daß ein rechtschaffner Mann, wenn er mit einem spräche, kein Blatt vor den Mund zu nehmen brauche.

Dem Prinzen, dem diese Freundlichkeit des Königs, ein wenig Muth gemacht hatte, wurde es nach und nach leichter ums Herz. Das Sprechen ward ihm nicht mehr so sauer und er konnte nun ziemlich zusammenhängend auf die Fragen des Königs antworten. Aber immer suchte er die Entdeckung seines Standes und überhaupt die Erzählung seiner ganzen



zen Geschichte von sich abzulehnen und den König durch unbestimmte Antworten hin zu halten. Wie dieser aber gar zu sehr in ihn drang, und er ihn seine Bitte unter keinen schicklichen Vorwande abschlagen konnte, so rückte er endlich heraus. Er erzählte ihm, wer sein Vater sey, wie und auf was Art er von diesem zu dem eisernen Manne gekommen, und was überhaupt seit seiner Kindheit mit ihm vorgegangen war, und der König bezeigte eine ausserordentliche Zufriedenheit darüber. Er versprach, ihn mit seinen Vater wieder auszusöhnen, und ihm zur Belohnung für die wichtigen Dienste, die er ihm erzeugt hätte, seine Prinzessin Tochter zur Gemahlin zu geben.

Das war alles, was Salkar wünschen konnte. Er dankte daher dem König mit den verbindlichsten Worten, und versicherte ihn, daß er sich gewiß des Besitzes seiner anbetungswürdigen Tochter würdig zu machen suchen wolle.

Schon

Schon den andern Morgen schrieb der König, ungeachtet er eben kein Freund vom Schreiben war, einen langen Brief an den König von Babylon und meldete diesem: daß sich sein Sohn, den er allem Vermuthen nach für tod hielte, gesund und wohl bey ihm befände und im Begriff stehe, sich mit seiner Prinzessin Tochter zu verbinden. Er bäte ihm als Schwiegervater daher recht sehr, er möchte seinem Sohn den Fehler, den er in seiner Kindheit begangen, verzeihen, und mit nächster Post seinen väterlichen Segen zu dieser Ehe, damit sie gut ausschlüge, übersenden.

Dieser Brief that die gehoffte Wirkung. Der König zu Babylon hatte ihn kaum halb durchgelesen, so sprang er, ungeachtet er eben das Podagra hatte, auf einem Beine im Zimmer herum und las zwey Worte auf einmal, damit er nur bald durchkäme. Er ließ seine Gemahlin, die seit dem vermeyntlichen Tode ihres so zärtlichgeliebten Sohnes keine andre Farbe auf den Leib gebracht hatte, als Schwarz,



rufen, las ihr den erfreulichen Brief von Wort zu Wort vor und insinuirte sich dadurch dergestalt bey ihr, daß sie ihn um den Hals fiel und nach langer Zeit wieder recht herzlich, an sich drückte.

Sie ließen gleich den Reisewagen bepacken, setzten sich ein und fuhren Geradesweges nach Sodom, und da die Pferde schon im Voraus bestellt waren, so kamen sie den König von Sodom über den Hals, eh' er sichs vermuthet hatte.

Der Vater des verlornen Sohnes hatte eine große Freude, da dieser in seine väterlichen Arme zurückkehrte; aber gegen die Freude, die der König von Babylon und seine Gemahlin hatten, da sie ihren Sohn wie von den Todten auferstanden sahen, war sie nichts. Beyde Eltern rissen den so unverhofft wieder gefundenen Sohn einander aus den Armen und weinten vor Freuden wie die Kinder. Erst nach einer geraumen Zeit, binnen welcher sie den Prinzen fast todt gedrückt und gefragt hatten, dachten sie an ihre Schuldigkeit, sich wegen

gen ihrer unverhofften Ankunft bey den König von Sodom zu entschuldigen, und ihn deswegen um Verzeihung zu bitten. Allein dieser versicherte: daß es gar nichts zu sagen hätte, daß es ihm vielmehr eine ausserordentliche Freude sey, sie bey sich zu sehen und bat sie himmelhoch, daß sie nur mit ihm vorlieb nehmen möchten, wie sie ihn fänden.

Prinz Salkar und Prinzessin Trinchen wurden noch denselben Tag in hoher Gegenwart der sämmtlichen königlichen Familien und des ganzen Hofs, von dem Hofcaplan getraut und das ganze Land nahm Antheil an der Freude der königlichen Familie.

Das Fest dauerte acht ganze Tage. Nach Verlauf dieser Zeit, nahm aber auch dieses, wie alles andere in der Welt ein Ende. Der König von Babylon und seine Gemahlin reis'ten nun wieder nach Hause, und machten durch ihre Trennung die beyden Neuverlobten, die wegen gewisser Umstände, die erst ins reine gebracht werden mußten, wohl unter einem

halben Jahre nicht von Sodom abreisen konnten, einige Tage schwermüthig. Aber diese Traurigkeit dauerte nicht lange. Der Ehestandshimmel war ihnen noch zu schön, als daß sie aus Gram über das Vergangene, die Freuden über das Gegenwärtige hätten vergessen und hintansetzen sollen. Sie suchten sich daher lieber das Leben mit Tändeleyen und Liebkosungen zu versüßen, als sich dasselbe durch unnützes Trauern und Kopfhängen zu verbittern.

Jetzt erst dachte Salkar wieder an den eisernen Mann, den er über die Freuden, die ihm die Liebe seiner schönen Gemahlin gewährte, ganz aus der Acht gelassen hatte.

„Ey der Tausend," sagt' er einst zu seiner Gemahlin, indem er mit der rechten Hand ein Schnippchen schlug: „hab' ich nicht einen Pudel geschossen! Den kleinen Finger wollt' ich drum geben, wenn's nicht geschehen wäre. Denk' nur Trinchen, da hab' ich dir in den Wirrwarr vergessen, den eisernen Mann, dem ich doch Leben und Glück zu verdanken habe,

von meiner Heyrath Nachricht zu geben und ihn darauf einzuladen. Hab' ich Unrecht gethan, so verzeih mir's der Himmel; aber bis jetzt war mir es unmöglich an etwas anders, als an dich zu denken." —

Bis jetzt? fiel ihm Trinchen mit einem spöttischen Lächeln in die Rede. Also jetzt schon kann der Herr Gemahl wieder einen andern Gedanken fassen? Bravo! das gefällt mir. Also ist der Rausch schon vorüber? Die Reitze, von deren Stärke man so viel Rühmens machte, müssen in der That nicht so berauschend gewesen seyn, als man vorgegeben hat.

„Trinchen," sagte der Prinz mit Verwundrung, daß seine Gemahlin das Wort, das ihn so unüberlegt entfahren war, so übel aufnahm: „wie kann Dir in aller Welt so'was auffallen? Bedenke nur selbst" —

Daß schon acht Tage seit unsrer Hochzeit verflossen sind! Nicht wahr? fiel ihm Trinchen ins Wort. Wahrhaftig, daran hab' ich nicht gedacht. Hätte ich es, so würde ich nicht so

albern gewesen seyn und mich darüber verwundert haben,' daß ein neuer Ehemann schon am neunten Tage an etwas anders denken kann, als an seine Frau. O, Fluch dem, fuhr sie bitter fort: der die Liebe zum Rausche machte, von dem man, es sey über kurz oder lang, doch erwacht. Die Folgen des Rausches sind alsdenn allemal unangenehm.

„Ja wohl, ja wohl, liebes Kind!" sagte Salkar mit einem tiefen Seufzer indem er sich die Stirne rieb: „Mancher bekommt Kopfweh darnach.

O, daß ich das nicht vorher wußte! sagte die Prinzessin und fing bitterlich an zu weinen.

„Ums Himmelswillen, liebstes, bestes Trinchen!" sagte der Prinz, dem's warm ums Herz wurde, und der seine Gemahlin durch tausend Liebkosungen zu begütigen suchte: „was hast du denn vor? Ich schwöre dir bey allem was heilig ist, ich bin noch so berauscht, als ich's am Tage unsrer Vermählung war. Ich

ver-

verspreche dir, wenn dir was daran gelegen ist, es auch in alle Ewigkeit zu seyn.“

Daran gelegen ist? versetzte Trinchen in einem weinerlichen Tone und mit Schluchzen, indem sie sich mit einen schönen weißseidnen Tuche die rothgeweinten Augen abwischte: würde mich denn sonst der Gedanke, daß du einmal aufhören könntest, mich zu lieben, so abhärmen?

„Du hast nichts zu besorgen, liebes Trinchen,“ sagte der Prinz, der froh war, daß er seine Gemahlin so h'rum gekriegt hatte: „du sollst dich gewiß in keinem Stück über mich zu beklagen haben. Du mußt aber auch hübsch artig seyn und nicht jedes Wort auf die Goldwage gelegt haben wollen. Glaubst du, Verliebte dürften an gar nichts anders denken, als an den Gegenstand ihrer Liebe? da irr'st du dich. Bedenke nur selbst, was da, wenn dieses wäre, herauskommen würde. Der Bauer und Handwerker würde, wenn er bloß an seine Frau und nicht an die Arbeit dächte, sammt

 seiner

seiner lieben Frau verhungern. Die Advokaten die Prozesse ihrer Clienten verlieren und die Aerzte ihre Patienten ohne Hülfe hinsterben lassen. Die Staatsgeschäfte würden ins Stocken gerathen, wenn die Männer, denen die Besorgung derselben aufgetragen, die Zeit, die sie am Pult und im Collegio zubringen sollten, auf dem Kanape mit ihren Weibern vertändelten, und Land und Unterthanen unter den Bedrückungen habsüchtiger aber nicht verliebter Minister seufzen. Kurz, die Liebe würde wenig Lobredner mehr finden, wenn sie solch Unheil auf Erden anrichtete. Gleichwohl wird noch immer in allen Büchern ihr Lob ausposaunt; sie muß daher nicht so sehr ungeheuer seyn und sich gar wohl mit Geschäftigkeit vereinigen lassen.

Prinzessin Trinchen sah jetzt ein, daß ihr Gemahl Recht hatte und daß die Liebe, die sie für die Hauptbeschäftigung des Menschen angesehen hatte, nur als Nebenwerk getrieben und angesehen werden müßte, und schäm-

te

te sich, daß sie um einer solchen Kleinigkeit, so viel Lerm gemacht hatte. Sie wußte sich aber doch so gut heraus zu reden, daß ihr Gemahl wirklich glaubte, er habe sie beleidigt, und sie deshalb um Verzeihung bat, die sie ihm auch gern gewährte.

Nachdem dieser Zwist also beygelegt worden war, überdachten sie gemeinschaftlich, wie sie den Fehler, in Ansehung des eisernen Mannes, wieder gut machen wollten, und sie kamen endlich dahin überein, daß sie sich den andern Tag nach der Wohnung desselben begaben, ihm für die Gefälligkeiten, die er ihnen erwiesen, danken und zu sich auf das Schloß bitten wollten.

Dem zu Folge ließen sie auch gleich den andern Tag nach dem Frühstück den Wagen anspannen, und fuhren gerades Weges nach der Wohnung des eisernen Mannes, die der Prinz dem Kutscher genau beschrieben hatte. Aber, wie erstaunten sie nicht, als sie weder die dunkle und mit Gesträuchen bewachsene

Fel-



Felsenhöhle, noch den eisernen Mann selbst fanden, und statt der erstern einen prächtigen Pallast sahen, der bis unter das Dach von dem schönsten Marmor aufgeführt und mit gediegenem Golde gedeckt war. Die mit schönem Schnitzwerk versehenen elfenbeinernen Thüren dreheten sich in silbernen Angeln, und jeder Nagel, womit die goldnen Schlösser daran befestigt waren, hatten statt des Kopfes einen Brillanten. Die Fensterrahmen waren von den Cedern, die auf dem Berge Libanon wachsen, und deren Holz grausam theuer ist, und die fingerdicken Scheiben waren aus zusammengeschmolzenen Diamanten gegossen. An beyden Seiten des Eingangs standen auf zwey crystallenen zwölffußhohen Säulen zwey Löwen in Lebensgröße, wovon jeder aus einem einzigen Schmaragd gehauen war, und die einem Balkon von gediegenen Goldstangen zur Unterstützung dienten.

Der Prinz und die Prinzessin, die sich wechselsweise, ohne ein Wort hervorbringen

zu

zu können, ansahen, standen vor Verwunderung wie versteinert, und wußten nicht, ob sie stehen bleiben, umkehren, oder hineingehen sollten. Endlich entschlossen sie sich zu letzterm. Sie traten näher hinzu; fanden aber zu ihrem größten Mißvergnügen die Thüre verschlossen. Schon waren sie im Begriff, sich voller Unmuth wieder weg und in ihren Wagen zu begeben, als dem Prinzen ein überaus großer Edelstein, ich weis nicht, war es ein Rubin, Diamant oder Schmaragd, der ganz unabsichtlich seinen Platz nicht weit vom Schlosse zu haben schien, in die Augen fiel, und dessen Größe und Kostbarkeit seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Er ging hinzu und betrachtete ihn näher. Aber kaum hatte er mit seinem Finger die spiegelglatte Oberfläche dieses Steins berührt: so flogen zu seinem Erstaunen die beyden Flügelthüren mit grossem Geräusch auf, und verstatteten ihm den Eintritt in einem der schönsten Palläste in der Welt. Der Boden war nach Art der Da-

menbretter mit weiß und schwarzen Quadraten von Marmor gepflastert, und die Wände, so wie die Decke, waren mit dem schönsten polirten weißen Marmor bekleidet und über und über bemahlt. Zwey Statuen von Elfenbein, die alte Ritter mit Schnurrbärten vorstellten, standen in Lebensgröße, mit den Lanzen in der Hand, an den zwey Treppen, die in den ersten Stock führten und ebenfalls aus Marmor bestanden, und setzten dem Prinzen und seine Gemahlin, die sie Anfangs, weil sie genau wie natürliche Menschen aussahen, durch ihre martialische Miene ein wenig in Verlegenheit. Allein sie wurden gar bald ihren Irrthum gewahr und begaben sich, weil ihre Neugierde immer größer wurde, die Treppe hinauf.

Sie durchgingen alle Zimmer, wovon immer eins kostbarer war, als das andre, fanden aber nirgend die Spur eines Menschen. Endlich kamen sie in einen großen Saal, der an Schönheit und Pracht seines Gleichen nicht hatte.

hatte. Bewunderungswürdiger als alles dieses, war für den Prinzen eine gedeckte, mit den niedlichsten Speisen wohlbesetzte und dem Anschein nach mit Menschen ringsumpflanzte Tafel. Er freuete sich von Herzen, daß er so glücklich gewesen war, und gefunden hatte, was er suchte. Aber seine Freude dauerte nicht lang: denn als er näher hinzuging, um zu sehen, ob er nicht unter den Personen, die er um die Tafel herum sitzen sah, den eisernen Mann finden könnte, bemerkte er erst, daß er sich getäuscht hatte. Die Menschen, die ganz in natürlicher Stellung auf Stühlen, die aus Zimmetholz verfertigt, mit Elfenbein schön ausgelegt, mit Sammt beschlagen und mit goldnen Franzen behangen waren, um die Tafel herum saßen, waren nicht von Fleisch und Bein wie wir, sondern von Marmor, aber so natürlich gehauen, daß man hätte darauf schwören sollen, es wären leibhafte Menschen. Einige waren eben im Begriff, den an der Gabel habenden Bissen zum Munde zu führen,



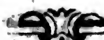
ren, und andre, das leere Glas vollzuschenken, und das alles war so natürlich, daß man bey diesen ordentlich den Wein aus der Bouteille laufen, und jenen den Mund nach dem Bissen aufthun sahe. Kurz, man mußte die Hände zu Hülfe nehmen, wenn man sich überzeugen wollte, daß es keine Menschen, sondern nur Statuen waren. Natürlicher aber noch als die Menschen, waren die Speisen und alles, was auf der Tafel stand und lag, gearbeitet. Hier lag eine gebratne Gans in der Sauce, die man rauchen zu sehen glaubte, und dort schwamm eine Schüssel Gurkensallat in Provenceröhl. Hier lag ein angeschnittner westphälischer Schinken, der so appetitlich aussah, daß man nur so hätte darüber herfahren mögen, und dort ein Gerichte Karpfen, die nicht schöner blau gesotten hätten seyn können, und wenn sie aus Paris verschrieben worden wären. — Wie gesagt, man mußte es probiert haben, wenn man glauben sollte, daß

diese

diese Speisen blos von Marmor wären und also nicht gegessen werden konnten.

Wie also Prinz Salkar und seine Gemahlin sahen, daß sie hier nicht fanden, was sie suchten, so begaben sie sich weiter. Sie durchirrten das ganze Schloß und fanden da so mancherley Kostbarkeiten und Raritäten, daß sie drey ganze Stunden mit deren Betrachtung zubrachten. Endlich, wie sie alle Ecken und Winkel ausgesucht und doch keinen eisernen Mann gefunden hatten, dünkt' es ihnen Zeit wieder zurück zu kehren. Aber auf einmal wurden sie durch ein Fenster des mittlern Stocks, worin sie sich jezt wieder befanden, einen wunderschönen Garten gewahr. Unmöglich konnten sie nun fortgehen, ohne auch diesen erst gesehen zu haben. Sie begaben sich also durch eine Hintertreppe dahin und fanden dort wieder reichlichen Stoff zur Verwundrung.

Das erste was ihnen gleich beym Eintritt in die Augen fiel und ihre Aufmerksamkeit auf sich zog, war eine Fontaine, die sich mitten in einer Allee befand. In der Mitte derselben stand auf einem Postament von Schmaragd der Riese Goliath in Lebensgröße aus einem einzigen Jaspis gehauen und spritzte aus einer Röhre von gediegenen Gold einen armdicken Wasserstrahl so gewaltig hoch, daß das Wasser



oben in der Luft gefror, und in lauter Stückchen Eis wieder herunterfiel.

Nachdem der Prinz und die Prinzessin dieses Wunderwerk lange genug besehen hatten, begaben sie sich weiter und durchirrten die schattenreichen Gänge, bewunderten die übergroßen Ananasse, die hier so häufig wuchsen, wie bey uns die Kartoffeln, hatten ihre Freude an den schönen Spargelstengeln, wovon einige so groß waren, daß sich eine Familie von 10 — 12 Personen hätte davon satt essen können, nickten einer mit lauter Zimmetrinden ausgeschlagenen Einsiedeley ihren Beyfall zu, hörten mit Vergnügen das süße Konzert von hundert Nachtigallen und weideten ihre Augen und Nasen an den schönen bunden und lieblich riechenden Blumen.

Aber besser als alles dies, behagte dem Prinzen eine Grotte, von lauter künstlich aneinander gesetzten köstlichen Perlen und schönen Muscheln. Zwey und dreyßig Menschenköpfe von Diamant, die ringsumher zwischen den Muscheln und Perlen eingefaßt waren und die verschiedenen Winde vorstellen sollten, spieen den schönsten Champagner in ein großes Bassin, das von Krystall verfertigt war und worin sich ein nacktes bildschönes Frauenzimmer badete. Er konnte sich, ob sie schon ebenfalls nur eine leblose Figur war, nicht satt an ihr sehen und

trieb

trieb das Ding soweit, daß am Ende seine Gemahlin gar böse auf ihn wurde und ihn mit Gewalt beym Arm von den Bassin weg und zur Grotte hinauszog.

Nachdem sie den Garten noch einige Zeit durchwandert, noch hundert Dinge, die sie bisher nicht bemerkt, bewundert hatten und, weil sich allmählig der Hunger bey ihnen einfand, eben im Begriff waren, nicht ohne Verdruß, daß sie den eisernen Mann nicht gefunden hatten, den Garten zu verlassen und nach Hause zurück zu kehren: so wurden sie in der Entfernung und ganz im Gebüsch einen kleinen runden Tempel gewahr, dessen Halle auf zwölf Säulen von Korallenzinken ruhete. Die polirten Marmorplatten, woraus das Gebäude bestand, waren so gut in einander gefügt, daß der ganze Tempel aus einem einzigen Stück gehauen zu seyn schien, und das Dach war, statt der Ziegeln, mit dem schönsten japanischen Porcellain gedeckt. Der Prinz und die Prinzessin hätten sich so gern, als sie das Leben hatten, darin umgesehen; allein es war da eine Schwierigkeit, die zu überwinden, nicht eines jeden Sache ist. Ein fürchterlicher Löwe, der, sobald man sich nur ein wenig näherte, die Zähne fletschte und die Klauen wetzte, verwehrte den Eingang und schreckte Anfangs dem Prin-



zen ab. Da er aber von ohngefähr in die Höhe blickte und über der Thür des Tempels mit goldnen Buchstaben die lateinischen Worte las: „Audaces fortuna juvat“ die auf dem rothen Daus mancher deutschen Karten stehen und auf deutsch soviel als: „frisch gewagt, ist halb gewonnen,“ bedeuten sollen, bekam er auf einmal Lust, sich mit dem Löwen in einen Kampf einzulassen.

Seine äusserst besorgte Gemahlin that ihn, ob schon sie hinlängliche Proben von seiner Stärke hatte, alle mögliche Vorstellung und bat ihn, mit Thränen, sie nicht sobald zur Wittib zu machen. Aber Salkar war viel zu sehr von dem Gedanken, Ruhm zu erwerben, begeistert, als daß er sich durch ihre Bitte und Thränen von seinem Vorsatze hätte abbringen lassen sollen. Er ging muthig auf den Löwen los und hieb ihn mit seinem Schwert, eh' dieser es sich versah, so gewaltig über den Kopf, daß er sogleich zu Boden sank und ohne Bewegung liegen blieb.

Hierauf führte Salkar seine Gemahlin, die noch vor Schrecken an allen Gliedern zitterte, am Arme vor der Leiche des Löwen vorbey in den Tempel. Der Tempel Salomo's mag schön gewesen seyn, das geb' ich zu; aber gegen diesen war er nicht zu vergleichen. Der Fußboden

den darin war durchaus mit Zahlperlen von einerley Größe gepflastert und an den Wänden standen ringsherum riesenförmige Statuen aus den schönsten Edelsteinen gehauen. In der Mitte des Tempels stand ein ziemlich großer achteckigter Altar, der aus einem einzigen Topas geformt war und auf ihn ein Kästchen von geflochtenen Diamantdraht.

Trinchen war neugierig zu wissen, was wohl in den schönen Kästchen seyn möchte. Sie ging um den Altar herum und besah es an allen Orten, hatte aber doch das Herz nicht, es vom Altar wegzunehmen und zu öffnen. Aber endlich siegte doch die Neugierde über die Furcht. Sie nahm es, nachdem sie sich vorher erst allenthalben schüchtern umgesehen und nichts Abschreckendes wahrgenommen hatte, auf ihren Schooß, öffnete es und fand darin ein Nadelbüchschen.

„Sieh nur mein Kind, das allerliebste Nadelbüchschen,“ sagte sie zu ihrem Gemahl, indem sie das Kästchen wieder auf den Altar setzte und das Büchschen näher betrachtete: „Es ist schwer, wahrhaftig sehr schwer. Was da wohl d'rin seyn mag, das so ins Gewicht fällt?“

Mit diesen Worten öffnete sie das Büchschen! Aber es öffnen, laut aufschreyen und das Büchschen aus der Hand fallen lassen, war das Werk eines Augenblicks. Ein dicker blauer

er Nebel stieg aus derselben hervor, und verfinsterte im Kurzen die Luft im Tempel dergestalt, daß der Prinz und die Prinzessin sich fast nicht mehr erkennen konnten. Die Prinzessin schmiegte sich fest an ihren Gemahl an, sah sich einmal über das andre schüchtern um und beyde waren voller Erwartung.

Auf einmal geschah ein Blitz und gewaltiger Donnerschlag und verschwunden war der Nebel. Ein altes abgelebtes Mütterchen mit krummen Beinen, großen rothen Augen und einer so abscheulich großen Hängenase, die sie allemal mit der einen Hand auf die Seite drehen mußte, wenn sie mit der andern einen Bissen in den zahnlosen Mund stecken wollte, stand vor ihnen und schien über ihre Gegenwart sehr erfreut.

„J, i, Kinderchen,“ sagte sie mit einer heissern Stimme und freundlichen Miene: „was bringt Ihr mir denn, und was seht Ihr mich denn so an? Kennt Ihr mich denn nicht?“

Nein, Mütterchen, sagte Salkar, der sich jetzt von seinem Erstaunen wieder in etwas erholt hatte: würden wir Euch denn sonst so verwundrungsvoll ansehen?

„Wie? Was?“ sagte die Alte: „Ihr kennt die Fee Intervinzintervanz nicht? — Freilich wohl kennen mich unter diesen Namen die wenigsten; aber unter den Namen der Hexe von

En-

Endor, den mir boshafte Leute beygelegt haben, kennt mich gewiß die halbe Welt. Nichtwahr, man spricht eben nicht vortheilhaft von mir?"

Die Wahrheit zu sagen, antwortete der Prinz und zuckte die Achseln: so hab' ich noch nichts Gutes von Euch gehört. Auch möchte ich, verzeiht meiner Offenherzigkeit, da Ihr doch einmal in so übelen Rufe stehet, um alles in der Welt nicht, daß es die Leute erführen, daß wir bey Euch gewesen sind. König Saul hat sich dadurch, daß er sich von Euch aus der Kaffeetasse wahrsagen ließ, bey der Welt in großen Miskredit gesetzt.

„Ich weiß es wohl," erwiederte die Fee lächelnd; „aber mein ist die Schuld nicht! Was kann ich dafür, daß ich so viele Hundert Jahre zufrüh, und nicht in dem achtzehnten Jahrhundert gebohren wurde? — Doch das gehört nicht hieher. Ich will Euch lieber überführen, daß die Welt, die mich so sehr verleumdet, Unrecht daran thut, und euch zugleich zeigen, daß ich mit Recht die weise Frau genennt werde. Wißt also, daß ich schon in Voraus wußte, daß ihr hieher kommen und einen gewissen eisernen Mann, den ich, aus gewissen Ursachen, jetzt vor euern Augen verborgen halte, hier suchen würdet. Wißt auch, daß alles, was euch, besonders dir mein Kind (sie meynte den Prinzen)

von eurer Jugend an bis jetzt widerfahren, auf meine Veranstaltung geschehen ist. Ihr verwundert euch? Ihr habt's auch Ursach. Doch wenn ihr mir aufmerksam zuhören wollt, Kinderchen, so kann ich vielleicht euer Erstaunen mindern."

„Vor ungefähr hundert Jahren reis'te hier ein bildschöner aber appanagirter Prinz vorüber. Ich war zu jener Zeit noch jung und feurig, und so machte dessen anziehende Gestalt einen solchen starken Eindruck auf mich, daß ich mich nicht überwinden konnte, ihn weiter reisen zu lassen. Ich fabrizirte daher gleich ein kleines Donnerwetter und nöthigte ihn dadurch einzukehren und in diesen Schlosse vor Sturm und Regen Schutz zu suchen."

„Ich war, wie gesagt, noch jung und, ohne mich zu rühmen, schön genug, das Herz eines Prinzen zu fesseln. Was Wunder also, wenn es dem Prinzen bey mir gefiel und er Neigung zu mir faßte; Da ich ihm nun seinen Sieg soviel möglich erleichterte, so wurden wir bald vertrauter mit einander. Es verstrichen Tage, Wochen, Monate, und mein Prinz machte nicht die geringste Anstalt weiter zu reisen; Kurz, wir lebten so vergnügt zusammen, als nur immer zwey Verliebte leben können. Ich war wirklich Willens, ihm meine Hand zu geben, als mir die Grille einfiel, zuvor erst sei-

ne

ne Treue zu prüfen. Thörigter Gedanke, den ich allen Verliebten widerrathe! Ich weiß und hab's aus der Erfahrung, Kinder, daß Proben der Art nie gut ablaufen. Nie sollten Verliebte ihre Forderung zu hoch machen! Ich war glücklich, so lange ich zufrieden mit dem war, was ich hatte, und wurde unglücklich, sobald ich noch glücklicher seyn wollte."

„Ich hatte eine Kammerfräulein, die mir an Schönheit und andern Vollkommenheiten des Leibes und der Seele nicht das Geringste nachgab. Mit dieser ließ ich den Prinzen oft Tagelang allein; belauschte aber ungesehen jeden seiner Schritte und Blicke. Allein ich muß ihm zum Ruhme nachsagen, daß er, ungeachtet des sechzehnjährigen girrenden Täubchen alles hervorsuchte, sein Herz zu bestricken, eine geraume Zeit dieser Versuchung, die gewiß keine der kleinsten war, auf das kräftigste widerstand, und das machte mich sicher. Aber welche Mannsperson kann kalt und unempfindlich bleiben, wenn sie ein liebes sanftes Mädchen schmachten sieht? Der Prinz empfand anfangs nur Mitleiden gegen sie; aber gar bald wurde aus dem Mitleiden, wie das fast immer der Fall ist, Liebe. Beyde spielten aber so verdeckt, daß ich ihnen lange Zeit nicht in die Karte sehen konnte, und wohl mir und ihnen, wenn ich nie hinter ihre



Schliche gekommen wäre. Aber von ohngefähr komme ich einmal etwas eher, als man mich vermuthete, von der Fee Gehulleru, bey der diesen Tag gerade Feenklubb gewesen war, zurück, und finde meinen Geliebten, der den Tag über heftige Kopfschmerzen geklagt hatte, nicht, wie ich doch vermuthete, auf seinen Zimmer. Ohne ein Arg zu haben, durchsuchte ich nun alle Oerter, wo er sich sonst aufzuhalten pflegte; aber umsonst, der Prinz war nirgend zu finden. Endlich schoß mir das Blättchen? was gilt's, sagte ich bey mir: er sitzt bey meiner Aurora. Mit den Schuhen in der Hand eilte ich in Strümpfen auf ihr Zimmer zu, riß die Thür desselben plötzlich auf und sah — was ich gern nicht gesehen hätte. Das Blut trat mir ins Gesicht, mein Herz schlug hörbar und alle meine Adern schwollen auf. Es war nicht anders, als wenn mich die Wuth ersticken wollte."

„Sieh da, saubrer Herr!" sagt ich mit heiserer Stimme und kurzem Athem: Ist das die versprochne Treue? Hältst du so deine Schwüre, Verräther? Weist du auch, was das heist, eine Fee zu beleidigen, die sich so weit herabläßt, und sich mit dir Undankbaren abgiebt? — Der Prinz konnte vor Bestürzung kein Wort hervorbringen. — „Und wie konntest du, Balg, nach etwas gelüsten,

das

das deine Gebieterin für sich allein bestimmt hatte?" fuhr ich fort, indem ich mich gegen mein Kammerfräulein wendete, die vor Furcht und Schaam hätte in die Erde kriechen mögen: „Hast du schon vergessen, was für Gutes ich dir erzeigt habe, seitdem du, mit einem einzigen Fähnchen auf dem Leibe, zu mir kamst? Und dafür spielst du mir nun so mit? Wart, das soll euch vergolten werden."

„Mit diesen Worten verließ ich das Zimmer, und ließ die beyden Verliebten in der größten Bestürzung zurück. Ich war so in Wuth, daß ich mich in meiner eignen Wohnung verirrte, und statt auf mein Zimmer zu kommen, in den Speisesaal kam. Hier bekam mein Zorn neue Nahrung. Die Bedienten des Prinzen und einige meiner eignen saßen um eine Tafel rund herum und ließen sich's auf meine Kosten wohl schmecken. Das Ding schien mir, in der Stimmung, worin ich mich befand, verdächtig. Warum hat man dir nicht das Wort gegönnt, dacht' ich bey mir selbst: wenn man sich ein Vergnügen machen wollte? Gewiß wissen diese auch um das Komplot, das wider dich geschmiedet wird!"

Da ich nun bloß meinem Zorne Gehör gab, ohne weiter zu untersuchen, ob auch meine Vermuthung Grund habe; so besprizt ich sie

sammt

sammt und sonders mit einem gewissen Wasser, das ich gewöhnlich immer bey mir führe, und wovon ein einziger Tropfen die Kraft hat, denjenigen, auf den er fällt, in Marmor oder in Wachs zu verwandeln, und im Nu that es seine Wirkung."

„Zufrieden, mich so nachdrücklich gerächt zu haben, begab ich mich nun auf mein Zimmer, konnte aber die ganze Nacht kein Auge zuthun. Ich sann hin und her, wie ich mich auf eine recht schickliche Art an den Prinzen rächen wollte; konnte aber lange nichts erklügeln. Mein Herz hing noch zu fest an ihm, als daß ich ihn hätte ganz unglücklich machen können. Ich beschloß also, ihn zwar als Mensch auf Erden herumwandeln zu lassen, damit er aber sich nicht wieder einfallen ließe, von neuem eine Untreue zu begehen: so gab ich ihm einen eisernen Körper, der für die sanften Eindrücke der Liebe viel zu hart war, und zur Entschädigung dafür die Gabe, in die Zukunft zu sehen."

„In dieser Gestalt ließ ich ihn eine geraume Zeit. Aber endlich konnt' ich's doch nicht länger über mein Herz bringen. Ich beschloß, ihm seine vorige Gestalt wieder zu geben, und veranstaltete in dieser Absicht alles, was ihr bereits schon wißt, und ich will nicht nur dem Prinzen seine natürliche Gestalt wieder geben, son-

sondern auch seinen Bedienten und seiner Mitschuldigen, die ihr vermuthlich in meinem Bade leblos gesehen haben werdet. Lebt wohl!"

Kaum hatte sie die letzten Worte gesagt, so geschah wieder ein Blitz und Donnerschlag und der Tempel ward so voll Nebel, daß der Prinz und seine Gemahlin sich nicht erkennen konnten. Er zog sich nach und nach in das auf der Erde liegende Büchschen, das sich, wie er ganz hinein war, von selbst wieder schloß.

Jetzt erst bemerkten beyde, daß die Fee verschwunden war. Die Prinzessin legte und setzte nun alles wieder an Ort und Stelle und war eben im Begriff, mit ihrem Gemahl dem Tempel zu verlassen, als sie ein reich gekleidetes bildschönes Frauenzimmer am Arme eines eben so schönen jungen Mannes hereintreten sahen. Der Prinz erkannte im letztern sogleich den eisernen Mann, den er so lange vergeblich gesucht hatte, und in der Person der Dame die badende Nymphe in der Grotte.

Das Gott, das war eine Freude, und ein Herzen und Küssen! Die Frauenzimmer liebten sich gleich von dem ersten Augenblick an wie Schwestern, und schwuren, sich nie von einander zu trennen, und ein gleiches thaten auch die Mannspersonen.

Als sie sich nun genug umarmt, und ge-

küßt



küßt hatten, verließen sie den Tempel und Garten und begaben sich in den Pallast zurück. Der Prinz und die Prinzessin, die neugierig waren, zu wissen, was wohl aus der marmornen Gesellschaft geworden wäre, eilten in Gesellschaft ihrer Freunde nach dem Speisesaal und wunderten sich nicht wenig, als sie alle Anwesende bey ihrem Eintritt in einem Moment von ihren Stühlen aufspringen und eine sehr ehrerbietige Verbeugung machen sahen. Noch mehr aber erstaunten sie, als sie sich der Tafel näherten und die Speisen, die man warm aufgetragen, und die nun so viele Jahre auf der Tafel als Marmor gestanden hatten, rauchen sahen. Sobald sie sich ein wenig von ihrer Verwundrung erholt hatten, fragten sie die Leute: wie ihnen die Zeit ihrer Verwandlung über zu Muthe gewesen wäre? Aber alle wußten nicht das Geringste anzugeben. Alle sagten: sie wüßten sich weiter nichts zu erinnern, als daß sie damals, als sie eben im besten essen gewesen wären, auf einmal ein eiskalter Schauer überlaufen hätte, und von diesem Augenblick an wäre Leben und Bewußtseyn weg gewesen. Wie es zugegangen, wüßten sie eben so wenig, als wie lange sie in diesem Zustande gewesen wären. Mehr wußten sie nicht zu sagen.

Die

Die vier Freunde nahmen hierauf in einem Nebenzimmer eine niedliche Mahlzeit, die die Fee besorgt hatte, zu sich und scherzten und lachten bis zum Untergang der Sonne; alsdenn aber machten sie sich auf den Weg nach Sodom. Kaum waren sie aber hundert Schritte vorwärts gefahren, so geschah hinter ihnen ein erschrecklicher Knall. Sie sahen sich um, und sieh da! das Schloß, das sie so eben erst verlassen hatten, war nicht mehr zu sehen.

Noch hatten sie sich von ihrer Verwundrung nicht völlig erholt, als sie vor dem Schlosse des Königs zu Sodom anlangten. Der König empfing seine Gäste ausserordentlich freundschaftlich, und man war eben im Begriff zur Abendtafel zu gehen, als ein Bedienter hereintrat und den Prinzen heimlich fragte: wo er die beyden Koffer hinschaffen sollte, die sie auf Befehl einer ältlichen Dame, in dem Schlosse, wo sie gewesen wären, hätten aufpacken müssen? Gewiß Geschenke der Fee, dachte der Prinz bey sich, und befahl, sie einstweilen auf sein Zimmer zu schaffen.

Aber wie erstaunte der Prinz Salkar nicht, als er die beyden Koffer nach der Tafel in Gegenwart des Königs und der beyden Gäste öffnete, und den einen voll Edelsteine, und den andern eben so voll Dukaten sahe! Alle

An-



Anwesende sahen einander stillschweigend an und konnten sich über die Freygebigkeit der Fee nicht genug verwundern. Salkar theilte das Geld und die Edelsteine in zwey gleiche Theile, und drang so lange in den Prinz Mirza, bis dieser die eine Hälfte, die ihm vermuthlich die Fee zugedacht hatte, annahm.

Prinz Mirza, der wenig Tage nach seiner Ankunft zu Sodom mit der schönen Aurora Beylager hielt, kaufte sich für diese Hälfte drey schöne Rittergüther in der Nähe von Babylon und Sodom, und lebte da so glücklich, als man in den Armen einer reitzenden Gemahlin und in dem Zirkel so uneigennütziger Freunde, als die beyden Könige zu Babylon und Sodom und deren Kinder waren, nur immer leben kann.

Fast alle Wochen besuchte er mit seiner Gemahlin den Prinzen Salkar, der sich jetzt wieder zu Babylon aufhielt, und mit seinen geliebten Trinchen sehr einträchtlich lebte, und wurde von diesen und dessen Gemahlin offt wieder besucht.

Kurz, diese vier Personen waren, wenn man so sagen kann, ein Herz und eine Seele. Was dieser wollte, wollte auch jener; und was jener gefiel, gefiel auch dieser; so verlebten sie lauter Tage der Freude und keine widrigen Zufälle trübten sie.





